

Abend-



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

1.

Donnerstag, am 1. Januar 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Usurpator.

Historische Novelle von Ludwig Köhler.

„Weiblein, Weiblein, so Du lügst, sollst Du des Todes sterben!“ Der Mann, der dies sprach, war von hohem, kräftigem Wuchse, schlanker, als sonst Männer des russischen Volksstammes zu sein pflegen. Sein mit Zobelpelzen ausgeschlagenes Gewand strotzte von Gold, ein glänzender Harnisch schirmte die breite Brust, an der Hüfte hing ein mächtiger Säbel, dessen Griff von Edelsteinen blitzte. Die Zobelmütze, auf welcher ein Reiherbusch stolz schwankte, war tief in die trotzige Stirn gedrückt; das Kinn umwallte ein wohlgepflegter dunkler Bart. Und die hellgrauen Augen des Mannes schienen sich in die Seele des Weibes zu bohren, das demüthig, aber furchtlos vor ihm stand; die braunen magern Hände kreuzten sich über der Brust, die struppigen grauen Haare quollen unter dem Tuche hervor, das tur-

banartig um den eckigen Kopf geschlungen war. Die grünlichen Augen hielten standhaft den durchdringenden Blick des Mannes aus, ja um die schmalen unschönen Lippen konnte man ein Lächeln des Spottes spielen sehen.

„Schau diese an!“ fuhr der Mann fort, die nervige Hand nach einer Schaar wildbärtiger Männer ausstreckend, die im Schatten des Lannenwaldes lagerten. „Ein Wort von Dir, und sie zerreißen Dich, wie Wölfe das Lamm!“

„Ich weiß ja, daß Du mächtig und gewaltig bist, Sohn Juri's,“ antwortete die Alte. „Weiß, daß Du bis in den Grund des Herzens siehst mit Deinen Sperberaugen!“ — Da schau,“ fuhr sie fort, indem sie das Gewand von der welken, braunen Brust zurückriß; „schau, ob dadrinnen ein Falsch ist!“

Der Mann wandte sich mit Abscheu ab und spie aus. „Willst Du mehr Beweise?“ sprach das Weib lächelnd weiter. „Der Bojar beschwört Dich bei dem, dessen Auge das Sonnenlicht nicht mehr sieht; das ist ja wohl Dein Bruder Kossoi, Sohn Juri's.“

„Schweig, in der Hölle Namen!“ rief dieser wild und fuhr dann gemäßigter fort: „So sage dem Bojaren denn, daß ich kommen werde, und er soll dem vertrauen, der zu ihm sagt: Licht um Licht. Vergiß es nicht, Alte, und sei treu und verschwiegen, wenn Du Deine letzten Tage liebst!“

„Werd' ich doch treu sein, da ich Dich kenne!“ versicherte die Alte. „Mutter Jaroslawa ist nicht so voll Thorheit, daß sie die Mähne des Löwen rauft. Mutter Jaroslawa kennt Dich, sie hat Dein Schicksal in den Sternen gelesen, Schemäka!“

„Was Du sagst!“ lachte der Mann. „Sag' an, Matuschka, was Du gelesen hast.“

„Gedenkst Du noch des Tages, Schemäka,“ entgegnete Jene feierlich geheimnißvoll, „als Moskwa sich geschmückt hatte, wie eine Braut, die den Bräutigam empfängt? Von den goldnen Zinnen des Kreml flatterten bunte Fahnen, die schöne Bojarentochter zu grüßen, die Wassili einführte in das Haus seiner Väter. Du gingst mit Deinem Bruder Kossoi neben dem fürstlichen Paare; Deine Augen schweiften stolz über alles Volk, das Dich bewundernd betrachtete, mehr als den Großfürsten selbst. Da ging es mir in der Seele auf und ich sah einen Goldreif über Deinem Haupte schweben. Ob Du es selbst fühltest, ich weiß es nicht; aber Du ahntest, daß Dmitri's Diadem auf Wassili's Stirne wankte. Als Dein Bruder Goldmünzen unter das jauchzende Volk warf, da sprachst Du flüsternd zu ihm: „Siehe da, Du säest Gold, um Diamanten zu ernten.“ Kossoi lächelte und antwortete: „Hast Du je gesehen, daß jemand Steine aushing, um Vögel zu fangen?“ — Ich will Dich weiter in den Brunksaal führen, zum festlichen Hochzeitschmause; goldne Becher standen voll glühenden Lebenssafts, die köstlichsten Speisen dufteten auf silbernen Schalen. Wassili hatte die Braut auf die frischhen Lippen geküßt und führte sie seinen Bettern zu, die sie nach alter Sitte auf die Wangen küßten. Als Deine Lippen die sammetne Haut berührten, zitterte das junge schöne Weib und ihre Stirn färbte sich, wie ein weißes Rosenblatt im Schatten eines rothen sich färbt.“

Mit immer mehr gespannter Aufmerksamkeit

hatte Schemäka des Weibes seltsamer Rede zugehört. „Halt, Weib,“ rief er jetzt, „Du bist der Teufel selbst!“

„Nicht doch, mein hoher gnädiger Herr!“ lächelte Jaroslawa. „Soll ich Dich noch weiter führen, Sohn Juri's? Soll ich Dich an den Schwur erinnern, den Du knirschtest, als die zürnende Großfürstin Mutter Deinem Bruder den goldnen Gürtel, das Erbe Dmitri's Donskoi's, entriß? „Denke an diese Stunde, Wassili,“ riefst Du, „denn wahrlich, ich will nicht rasten, bis diese Schmach von den Söhnen Juri's abgewaschen sein wird!“ — Trozigen Schrittes verließet Ihr den Saal, warft Euch auf die Kasse, und sprengtet mit verhängten Zügeln davon. An der hochzeitlichen Tafel aber wollte sich die Freude nicht wiederfinden; die junge Fürstin war bleich und stumm; das Volk seufzte und schlug ein Kreuz; der schöne Traum von Frieden und Ruhe war so schnell verschwunden!“

„Hör auf, mir von Dingen zu reden, die ich vergessen will!“ rief Schemäka. „Du sollst sie auch vergessen, hörst Du? Wehe Dir, wenn Dein Verstand jemals Deiner Zunge die Zügel schießen läßt! Nun aber sage, was Du in den Sternen über mein Schicksal gelesen? Was wird das Ende meiner Thaten sein?“

„Ich habe gelesen, was zu wissen Dir nicht frommen wird,“ antwortete Jaroslawa. „Forsche nicht danach, und vollende Deine Bahn, denn nicht um ein Haar breit wirst Du Deinen Stern verrücken können, und Deine Seele wird nur gefoltert werden von des Wissens Last!“

„Willst Du mir durch schale Ausflüchte entgehen?“ versetzte Jener heftig. „Rede, oder mein Dolch löst das Siegel Deines Mundes!“

„Die Todten sprechen nicht mehr, Schemäka, die Todten verstehen auch nicht mehr Betendienst!“ grinste die Alte. „Die Wage des Glücks schwankt auf und nieder; so wirst Du heute siegen, um morgen zu fallen, wirst fallen, um Dich wieder zu erheben, bis die Hand der Rache Dich zu Boden drückt. Hüte Dich, den Gerungen zu beleidigen, denn wenn die Mächtigen Dich erheben, so kann der Geringe Dich stürzen! Du wirst Moskwa's Diadem tragen und doch kronenlos zur Grube fahren!“

„Thorheit, Wahnwitz!“ murmelte Schemäka finster. Dann warf er der Alten einen straffen Beutel zu, schärfte ihr nochmals Treue und Klugheit ein, und winkte ihr, sich zu entfernen. Jaroslawa verschwand im Dickicht des Waldes, Schemäka ward gedankenvoll und fürchte vor Unmuth seine Stirn. So sehr er sich auch das Ansehen gegeben haben mochte, als ob er die Weissagung der Alten verachte, so war er doch zu sehr Sohn seiner Zeit und seines Volkes, um nicht vom Glauben an übernatürliche Kräfte besungen zu sein. Und hatte Jaroslawa nicht Beweise gegeben, daß sie im Besitze solcher Kräfte sei? Sie hatte ihm Dinge gesagt, die keines Menschen Aug' gesehen haben konnte, die er von ewiger Nacht bedeckt geglaubt. Es hatte sich Alles genau begeben, wie die Alte gesagt.

Dmitri Jurivitsch Schemäka war der Sohn jenes Zuri Dmitrowitsch, der schon mehrmals, obwohl erfolglos, versucht hatte, seinem Neffen, dem Großfürsten Wassili III., die Herrschaft zu entreißen. Wassili war beim Antritt seiner Regierung erst zehn Jahre alt gewesen, vermochte daher nicht, mit starker Hand die Zügel der Regierung zu führen und sich kräftig gegen die Ansprüche zu vertheidigen, die sein Oheim Zuri erhob und sogar durch Wassengewalt geltend zu machen suchte. Der Erbfolgestreit war endlich vor den Chan Ulug-Mohammed, der eine gewisse Lehnherrschaft über das moskowitzische Reich besaß, zur Entscheidung gekommen und beide Parteien hatten den Richterstuhl des Chan anerkannt. Ein Bojar, mit Namen Johann, ein Freund des jungen Großfürsten, hatte für diesen in der Horde das Wort genommen und also gesprochen: „Allerhöchster Chan! Erlaube Deinem demüthigen Knechte, für seinen jungen Fürsten zu reden. Es sucht unser Widersacher, Zuri, das Großfürstenthum Rußland zu erlangen, indem er sich auf alte Gesetze beruft; unser Fürst sucht solches dagegen nur durch Deine Gnade, indem er wohl weiß und nicht vergißt, daß Du es verleihen kannst, wem Du willst. Der Eine fordert, der Andere bittet; entscheide Du. Was sind Annalen und todte Urkunden, wo Alles bloß vom Willen eines Obern abhängt? Ist nicht das Testament vom Vater unseres Fürsten schon dadurch bestätigt, daß Du ihn nicht

des Thrones entsetzt, sondern sechs Jahre lang schon als rechtmäßigen Fürsten anerkannt hast?“ Diese schlaue berechnete Rede hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Ulug-Mohammed hatte Wassili zum Großfürsten ernannt und Zuri befohlen, dessen Pferd zu führen, um seine Unterwerfung zu bezeugen, was Wassili jedoch aus Achtung für seinen Oheim abgelehnt hatte. So hatte der Bürgerkrieg scheinbar geendet; Johann aber verlangte den Lohn für seinen Dienst, und als sich der Großfürst weigerte, seine Tochter zur Gemahlin zu nehmen, verließ ihn Zener in Zorn und ging rachebrütend zu Zuri, dem Fürsten von Halitsch. Gewitterschwangere Wolken sammelten sich wieder über das unglückliche Land, denn die Hoffnung, die das zagende Volk an die Theilnahme der Söhne Zuri's an Wassili's Hochzeitfeier knüpfte, zerstob nach dem unseligen Ereigniß während des Hochzeitmahles, wovon Jaroslawa erzählt.

Kossoi trug an jenem Tage einen prachtvollen, goldnen Gürtel, dessen Gestein manches Auge blendete. Er stammte von Dmitri Donskoi, dem Großvater des Großfürsten und der jungen Fürsten von Halitsch, war von ihm vertauscht worden, in andere Hände übergegangen, und endlich in den Besitz Kossoi's gelangt. Der kostbare Gürtel rief laute Stimmen der Bewunderung wach; Kossoi hörte lächelnd sein Lob. Endlich rief ein greiser Bojar, nachdem er ihn lange aufmerksam betrachtet: „Beim heiligen Iwan, das ist der Gürtel meines Herrn, Dmitri Donskoi, dessen Andenken gesegnet sei. Ich hab' ihn oft gesehen, als ich noch ein Knabe war und ein Jüngling, und seitdem nie wieder!“

„Ei, Sohn Zuri's,“ fragte die Großfürstin Mutter, die neben Kossoi saß, „wie kommst Du zu dem Gürtel?“

„Auf rechtmäßige Weise!“ entgegnete Kossoi, „zweifelst Du daran?“

„Ich zweifle weder, noch glaube ich daran,“ versetzte sie; „Eines aber ist mir bewußt: daß es ein Erbe ist, das nur dem gebührt, der Donskoi's Krone trägt; drum erlaube, daß ich den Gürtel seinem rechtmäßigen Herrn wiedergebe.“

Mit einem raschen Griff hatte sie das Kleinod erfaßt und losgeküpft. Kossoi sprang wüthend

auf und griff nach seinem Säbel, ebenso Schemäka.

„Der Gürtel Dmitri's gehört dem echten Nachkommen, nicht einem Bastard!“ rief Kossoi.

Die Bojaren, Gewaltthätigkeiten fürchtend, hatten sich erhoben und sich schützend auf die Seite ihres Gebieters gestellt. Schemäka warf den Säbel klirrend in die Scheide zurück und rief seinen Nacheschwur in das Getümmel.

Bald standen Juri und Johann mit einem Heere vor Moskau, belagerten es und nahmen es endlich mit Sturm. Wassili gerieth in die Hände seiner Feinde, mußte die Krone niederlegen und sich mit einem kleinen Lehn begnügen, das ihm Juri's Großmuth, auf Vermittlung des Bojaren Simeon Morosow, bewilligte. Alle angesehenen Personen aber wanderten aus Anhänglichkeit zu dem von Dmitri Donskoi aufgestellten Grundsatz, daß der Sohn nach des Vaters Tode den Thron besteigen sollte und nicht der Älteste der Familie, worauf Juri seine Ansprüche stützte, „damit Alles in der erprobten Ordnung bleibe und die alten Bojaren nicht immer wieder durch schädliche Neuerungen von der Regierung entfernt würden,“ nach Kolomna, in das Asyl des vertriebenen Großfürsten. Dies unerwartete Ereigniß kostete dem Bojaren Morosow das Leben und bewog Juri, dem Neffen das Reich wieder abzutreten und sich selbst nach Halitsch zurückzuziehen. Juri's Söhne waren über diese Schwachheit des Vaters, wie sie seinen Rücktritt nannten, auf's Höchste entrüstet. Im Verein mit dem Bojaren Johann, Wassili's unveröhnlichem Feinde, entzündeten und schürten sie mit Eifer das Feuer in der Brust des greisen Fürsten von Halitsch. Juri sammelte wieder ein Heer, und bald wehte sein Panier auf's Neue auf den Zinnen des Kreml. Wassili war entflohen und durchstrich in Verkleidung die Wälder, wo er, erkannt, von den treuen Russen mit Liebe umfassen wurde.

Juri schwang sich indeß auf den großfürstlichen Thron und gab sich den demüthig-hochmüthigen Titel: „Wir von Gottes Gnaden“, um anzudeuten, daß er des geschriebenen Rechtes nicht bedürfe, um den ihm von Gott bestimmten Platz einzunehmen. Aber nicht lange sah sich Juri im Besitze der höchsten Gewalt; der Tod entriß ihm

plötzlich den Purpur, und das Volk sah mit Zagen den Kämpfen entgegen, die um den erledigten Thron wieder entbrennen mußten. Kossoi hatte nicht vergeblich den Volksfreund gespielt, er hatte nicht umsonst sein Antlitz zum Lächeln gezwungen, während in seinem Busen dunkle Dämonen hausten; das Gold, das er den Bettlern und Müßiggängern zugeworfen, sollte reiche Zinsen tragen; so hatte er gerechnet, und seine Rechnung schien sich zu bewähren. Kaum hatte Juri die Augen geschlossen, als Kossoi den Purpurmantel um seine Schultern schlang, die Krone sich auf's Haupt drückte und sich als Großfürst dem Volke zeigte. Dies jubelte ihm zu, denn es hoffte eine neue goldne Zeit von dem ewig lächelnden jungen Fürsten. Wohl sah er, daß die Großen des Reichs ihm feindlich gesinnt waren, daß die eignen Brüder Groll und verbissene Wuth gegen ihn im Herzen trugen; doch warum sie fürchten, da das Volk ihn liebte und die Speere seiner Leibwache, die er schnell gewonnen, eine eiserne Mauer um ihn bildeten? Freundlich reichte er den Brüdern die Hand und sprach: „Freuet Euch mit mir, daß Einer aus Juri's Geschlechte die Frucht erntet, die unter unsrer Pflege gereift. Ja, freuet Euch mit mir, als schmücke Euren eignen Scheitel der goldne Reif. Sind wir doch eins in brüderlicher Liebe, und wo Kossoi herrscht, da werden Schemäka und Dmitri nicht allzufern dem Throne stehen.“

Schemäka's Groll entbrannte nur noch mehr über diese Rede, und als er mit Dmitri allein war, sprach er zu ihm: „Sollen wir dem Bruder gehorchen als unserem Herrn und sind doch gleich ihm Juri's Söhne? Was sollen wir thun, o Bruder? Denn ich bin nicht gesonnen, das Knie zu beugen vor Einem, der nicht stärker ist als ich.“

„Laß uns in Geduld harren,“ antwortete Dmitri, „bis wir die Zeit erforscht, die uns frommen kann. Wer würde sich auf schwankem Kahn in's sturmbewegte Meer hinauswagen? Wenn aber die Fluth von ihren Ufern zurücktritt, mögen wir in ihrem Grunde Perlen suchen.“

Und es geschah nach Dmitri's Worten; kein Zug des Antlitzes verrath die Gedanken, die in

Schemäka's Innern kämpften, so daß der ränkevolle Kossoi selbst getäuscht ward. Der neue Großfürst führte einen eisernen Scepter, mit dem er den Nacken der widerspenstigen Großen niederdrücken wollte; aber dem Volke machte er die Last leicht und suchte es noch mehr an sich zu ketten durch Milde und Freundlichkeit. Plötzlich aber tauchte ein furchtbares Gerücht auf, das wie ein finsterner Dämon dem Großfürsten nahe trat. Heimlich ging es im Volke umher, von Mund zu Munde, und erregte überall Schauer und Entsetzen. Keiner wußte, woher es gekommen, aber es war überall und riß alle Liebe zu dem Fürsten aus den Herzen und säete Haß und Abscheu dafür hinein. Ein halb Wahnsinniger, hieß es, habe sich als den von Kossoi bestochenen Mörder Zuri's angeklagt und sich dann in den Strom gestürzt, in dem er umgekommen. Ob die Sage auf Wahrheit beruhte oder von Kossoi's Feinden zu seinem Verderben erfunden war, blieb in tiefes Dunkel gehüllt. War das Letztere der Fall, so erreichte die verrätherische Absicht ihren Zweck. Der Volksunwille äußerte sich schon durch einzelne Ausbrüche. Das Verbrechen, dessen Kossoi bezüchtigt wurde, war nach den Begriffen der Russen, in deren Sitten die Kindesliebe, die Ehrfurcht vor dem Alter eine so große Rolle spielen, das unerhörteste. Verwünschungen wurden laut, welche die Rache des Himmels auf das Haupt des Frevelers niederriefen, und im brünstigen Gebet ersuchte man seinen Sturz, damit nicht das ganze Land mit ihm verderbe.

Diese Stimmung nahmen Schemäka und Dmitri wahr und vereinigten sich heimlich mit Wassili, nach dessen Herrschaft sich das Volk zurücksehnte. Wassili sah sich bald an der Spitze eines großen Heeres; alle Ortschaften, die sein Zug berührte, erklärten sich für ihn, und die Bojaren und Großen des Landes fielen in Masse von dem Usurpator Kossoi ab, der nun zu spät erkannte, wie er von den Brüdern getäuscht worden war. Ein furchtbares Gespenst kämpfte für seine Feinde, machte die Treue seines Volkes gegen ihn wanken, ja bis in die Hauptstadt, bis in den Kreml drang das Gespenst und drohte ihm mit der geballten, blutigen Faust. Selbst seine Leibwache schien von dem allgemeinen Fieber angesteckt. Statt

ihm zuzujubeln, wie sonst, standen die bärtigen Männer in einem trohigen Schweigen, wenn er unter sie trat, ja ein greiser Krieger erklärte endlich offen: „Wir ziehen nicht in's Feld, Sohn Zuri's, es sei denn gegen Dich; denn Wassili ist der rechte Herr von Moskau, und die Du Verräther schiltst, sind des Vaterlandes treue Söhne!“ — In Kossoi's Brust loderte heißer Zorn auf bei diesen Worten; seine Faust zuckte, den kühnen Sprecher zu Boden zu schlagen, doch bezwang er zu rechter Zeit seinen Zorn; er bat, er flehte; lange umsonst. „Die Kinder von Moskwa singen von Deiner Blutschuld,“ sprach der alte Krieger, „die Männer schauern vor Deinem Frevel. Bist Du schuldlos an Zuri's Tode, so strafe die Ankläger Lügen. Lege drei Finger der rechten Hand auf dies heilige Kreuzeszeichen und schwöre bei der Asche des Vaters, daß Du keinen Theil hast an seinem Tode!“ — Der Russe hatte ein kleines Krucifix, das er auf der Brust trug, hervorgezogen, und hielt es dem Großfürsten vor's Angesicht. Aller Augen waren in gespannter Erwartung auf ihn gerichtet. Kossoi zögerte weniger als eine Minute; er legte drei Finger der rechten Hand auf das Kreuz und sprach mit lauter Stimme: „Bei den Gebeinen der Gestorbenen, bei der Asche meines Vaters, bei meiner Seligkeit schwör' ich, daß ich keinen Theil habe an dieser Frevelthat, so wahr der heilige Gott mir gnädig sei!“ — Kaum waren die Worte gesprochen, als sich die finstern Mienen der Krieger in heller Freude verklärten; die Säbel flogen aus den Scheiden, klirrten kampflustig zusammen, und Alle, wie aus Einem Munde, riefen: „Heil Wassili Kossoi, dem echten Beherrscher von Moskau!“ Kossoi hatte die Treue seiner bewährten Krieger wieder gewonnen; ob durch einen Meineid, wer will es entscheiden? Nun gab er seine Sache nicht verloren, sondern rüstete sich mit aller Energie, dem Feinde zu begegnen. Gelang es ihm, sich Wassili's zu bemächtigen, so war der Krieg auf einen Schlag geendet; um dies in's Werk zu setzen, bot er alle List auf und wob mit Hülfe seiner Getreuen ein kunstvolles Netz, in dem der Nebenbuhler sich verstricken sollte.

Es geschah anders, als Kossoi gerechnet; er fiel in die Hände einer feindlichen Schaar und

ward gefangen vor Wassili gebracht, der ihn mit Ketten belasten ließ. Niemand machte dem Sieger mehr das Feld streitig, und Wassili zog im Triumph in die Hauptstadt und bestieg wieder den Thron seiner Väter. Das Unglück jedoch hatte ihn nicht weise gemacht. Er vergaß, daß er Kossoi's Brüdern seine Erhebung verdankte und legte Schemäka unter einem nichtigen Vorwand in Ketten, weil er die Furcht nicht beherrschen konnte, der Freund möge sich wieder in einen Feind verkehren. Selbst Kossoi's Kerker schien ihm nicht fest genug. Er erließ den grausamen Befehl, den Unglücklichen zu blenden, eine Strafe, die seit zwei Jahrhunderten in Rußland unerhört war. Als Kossoi dies Urtheil empfing, hob er die gefesselten Hände empor und bat um den Tod. „Nein, nein!“ antwortete der Großfürst streng. „Ich erhalte Dich dem Leben, damit Du bereuen magst und einst in Buße sterben. Aber Du sollst den Tag nicht mehr sehen, damit der Glanz der Krone Dich nicht verlocke, sie zu stehlen, damit Du die Sonne nicht mehr schaust, die Dir leuchten mußte bei dem blutigen Werk der Nacht.“ — Wie ein gereizter Löwe fuhr Kossoi empor: „Auf Dein Haupt schleudr' ich die Missethaten zurück, deren Du mich beschuldigst!“ rief er. „Ich fordere keine Gnade mehr von Dir. Raube mir das süße Licht des Tages, aber möge das gleiche Loos Dich einst treffen und dann mögest Du vergeblich winseln und Dir die Kniee wund liegen vor Deinen Henkern. So geschehe Dir! Das wird mein Morgen- und mein Nachtgebet sein!“ — Wassili überließ ein Schauder; mit dem grausamen Blutbefehl hatte er sich den finstern Dämonen ergeben. Das dunkle Gespenst der Rache stand von dieser Zeit an stets vor seiner Seele, scheuchte ihm den Schlaf vom Auge und vergiftete ihm die beste Lebenskraft. Er war ein zaghaster Tyrann. Er fürchtete den Rächer, aber er fürchtete auch die Volksstimme, die ihn der Undankbarkeit gegen Schemäka anklagte. Er löste Schemäka's Ketten, um sein Gewissen zu beruhigen, oder indem er sich in wahnwitziger Selbstverblendung vorspiegelte, Kossoi's Schicksal werde den Bruder warnen, abschrecken. Schemäka spielte den gehorsamen Lehnsman; er zog sich nach Halitsch zurück und lebte dort in scheinbarer Unthätigkeit.

Wassili sank von Stufe zu Stufe. Die Furcht der Tyrannen ist ihr gefährlichster Feind. Der Chan Ulug-Mohammed, derselbe, der ihm einst die Regierung von Moskau zugesprochen, war durch seinen Bruder Kitschim aus der Horde vertrieben worden und suchte einen Zufluchtsort bei dem Großfürsten, auf dessen Freundschaft und Dankbarkeit er rechnete. Wassili jedoch, der überall Verräther sah und Kitschim's Schwerdt fürchtete, wenn er dem Vertriebenen seine Arme öffnete, verschloß ihm die Grenzen seines Reichs und sandte ihm ein Heer entgegen, dem großfürstlichen Befehl Nachdruck zu geben. Der Chan hörte mit Staunen die Undankbarkeit seines ehemaligen Schützlings; mit seinen dreitausend ihm treugebliebenen Kriegern griff er zu den Waffen, und wie von unsichtbaren Geistern gejagt, erzählt das alte Geschichtsbuch, ergriffen die großfürstlichen Krieger die Flucht. Mohammed verfolgte seinen Sieg nicht, sondern zog zur ehemaligen Jurte Sains, dem alten Kasan, das 1399 von den Russen verwüstet worden war, errichtete hier eine Freistätte für alle niedergedrückten und unzufriedenen Bulgaren, Tscheremissen und Mongolen, und ward so der Stifter des neukasanischen Reichs, während die Mongolen unter Kitschim sich in ihrem eigenen Blute badeten und durch innere Zwistigkeiten aufrieben.

Wassili hatte sich genöthigt gesehen, mit Ulug-Mohammed in ein Friedensverhältniß zu treten, aber daraus entsprang neuer Jammer für sein Reich. Kitschim überzog ihn mit Heeresmacht, schlug ihn und nahm ihn selbst gefangen. Jetzt entwickelte Schemäka seine Thätigkeit. Es war wohl nicht ohne Aufreizungen von seiner Seite geschehen, daß Kitschim den Krieg begonnen hatte. Jetzt fanden lebhafteste Unterhandlungen statt, und Schemäka schmeichelte sich schon mit der Hoffnung, sich auf den Thron von Moskau erhoben zu sehen. Aber noch gab es Männer, die dem gebeugten Wassili freundlich, mindestens Schemäka feindlich gesinnt waren und der Erhebung dieses Letzteren entgegenarbeiteten. Sie bedienten sich der List, indem sie das Gerücht von Schemäka's Tode vor den Chan zu bringen wußten. Kitschim, von diesem Gerücht betrogen und übrigens durch verdrießliche Nachrichten aus Kasan in Anspruch ge-

nommen, gab seinem Gefangenen die Freiheit. Wassili kehrte nach Moskau zurück und Schemäka ergrimmte in seiner betrogenen Hoffnung. Dennoch gab er den Plan nicht auf, beschloß vielmehr rasch zu handeln, da der Argwohn des Großfürsten einmal gegen ihn geweckt war. Er verschwor sich mit den Fürsten von Twer und Moschaisk zum Sturze des Herrschers, und sammelte zu diesem Zweck eine Truppenzahl um sich. Den Letzteren hatte Schemäka ohne viele Mühe überzeugt, Wassili habe das Großfürstenthum dem Chan Ulug-Mohammed abzutreten eidlich versprochen. Sich unerwartet der Hauptstadt zu bemächtigen und den Großfürsten gefangen zu nehmen, war die Absicht der Verschworenen. In dieser Absicht war Schemäka ausgezogen, als wir ihn im Beginn dieser Erzählung kennen lernten. —

Es war um eine frühe Morgenstunde, als der Großfürst in einer Kapelle des troizkischen Klosters kniete, um nach der Gewohnheit seines Vaters und Großvaters vor den Reliquien des heiligen Sergius zu beten. Der Unglückliche wußte nicht, daß jeder seiner Schritte von Verräthern bewacht wurde, und daß er in dem Augenblick, wo er sich durch Gebet die himmlische Krone zu erringen trachtete, die irdische verlor. Ein Wortwechsel, der zwischen seinem kleinen Gefolge, das den Eingang der Kirche bewachte, und einem fremden Eindringling entstand, störte den Betenden in seiner Andacht. Zürnend erhob er das Haupt und wollte Ruhe gebieten, als er einen Mann vor sich sah, dessen verstörte Mienen, auf die das volle Ampellicht fiel, ihm Besorgniß einflößte.

„Wer bist Du?“ fragte der Großfürst mit unsicherer Stimme.

„Deiner treuen Bojaren Einer!“ antwortete Zener hastig. „Fliehe, Großfürst, Dein Leben ist in Gefahr. Verkappte Bewaffnete schlichen sich in die Hauptstadt, überfielen die Wächter und öffneten Schemäka die Thore. Es ist kein Fuß breit mehr in Moskau, der Dein ist!“

„Ich kenne Dich jetzt, Bunko!“ versetzte Wassili. „Aber was Du mir da sagst, klingt wie falsche Mähr. Die Hauptstadt in Feindes Händen? Wo wären Moskau's treue Söhne? Vom Kreml nieder werden sie die Frevler zerschmettern!“

„O Herr, auch auf dem Kreml weht Schemäka's Banner!“ entgegnete Bunko. „Es war ein feines Netz, mit dem sie Dich umspannen!“

„Bunko, Du redest die Wahrheit nicht!“ sagte Wassili, halb gläubig, mit zaghafter Seele sich gegen den Glauben sträubend.

„Da sieh es selbst!“ erwiderte der Bojar und deutete auf die Bewaffneten, mit denen sich die Kirche füllte. Mit glanzlosen Augen starrte der Großfürst die dunklen Gestalten an, deren riesige Schatten das Dämmerlicht der Ampeln und des grauenden Morgens hinter sich warf. Kaum schien er, was vorgehen sollte, zu begreifen. Erst die ihm wohlbekannte Stimme des Fürsten von Moschaisk gab ihm das Verständniß zurück. „Wo ist der Großfürst?“ rief dieser.

„Geliebtester Bruder,“ rief ihm Wassili laut entgegen, „habt Erbarmen! Verwehrt es mir nicht, an diesem heiligen Orte zu bleiben. Nie werd' ich von hier weggehen; hier will ich Mönch werden, hier will ich sterben!“ Dann nahm er das Muttergottesbild vom Grabe des heiligen Sergius in seine Hände, öffnete die Kapellenthür, ging dem Fürsten von Moschaisk entgegen und sprach: „Vor diesem heiligen Bilde, in dieser Kirche und über diesem Grabe haben wir uns gegenseitig Lieb' und Treue geschworen; was aber jetzt über mich ergehen soll, das begreif' ich nicht.“

„Fürst!“ entgegnete Johann von Moschaisk; „alles Böse, das wir Dir zufügen wollen, das komme über unsere eigenen Häupter. Nein, nur der Christen Heil und Wohlfahrt wünschen wir und handeln nur deshalb so, um die bei Dir sich befindlichen Diener Muhammed's zu schrecken.“

Der Großfürst betete nun laut mit solcher Inbrunst und solchem Feuer, daß selbst die Verräther sich der Thränen nicht enthalten konnten. Fürst Johann beugte sein Haupt vor den heiligen Bildern, eilte aus der Kirche und sprach leise zu Schemäka's Bojaren: „Greift ihn!“ Wassili erhob sich und fragte: „Wo ist mein Bruder Johann?“ Der Bojar Nikita, ein großer starker Mann, trat vor und ergriff ihn mit den Worten: „Du bist unser Gefangener!“ Wassili ließ mit sich schalten, wie ein Kind. Er rief nur flehend nach dem heuchlerischen Fürsten von Mo-

schaisk, an dessen Treue noch zu glauben er sich Mühe gab.

Der verrätherische Plan war so vollkommen geglückt, daß die Hauptstadt, der Kreml und der Großfürst selbst fast ohne Blutvergießen in die Hände der Verschworenen gefallen waren. Nur einige treue Diener, welche die fürstlichen Gemächer mit ihrem Leibe beschützt, waren unter den feindlichen Schwertern gefallen.

Der Morgen des zwölften Februars beglänzte kaum die beschneiten Dächer Moskau's, als Schemäka, stolz wie ein König, mit prächtigem Gefolge auf den Kreml zog. Das Volk jubelte ihm mit schwerem Herzen zu; die Zungen riefen sein Heil und die Gedanken verwünschten ihn. Er ließ die Gefangenen, die man auf dem Kreml gemacht, vor sich bringen. Des Großfürsten Mutter und Gattin befanden sich darunter. Erstere würdigte den Verräther keines Blickes; sie stand stolz und schweigend und warf sich nicht Gnade flehend zu des Siegers Füßen, wie dieser erwartet.

Auch die Großfürstin benahm sich ihres Ranges würdig; furchtlos erwartete sie ihr Schicksal aus der Hand dessen, den sie einst vielleicht geliebt; diese Liebe war wie ein Meteor gewesen, das plötzlich in Nacht versinkt. Der Sonnenstrahl, der erwärmend und entzündend in ihr Herz gefallen, war erloschen, wie der Regenbogen erlischt, wenn die Sonne sich nicht mehr in den klaren Regentropfen bricht und so sich vermählend den bunten Farbenglanz hervorbringt, den wir bewundern. In edler Pflichterfüllung hatte sie dem Gemahl all ihre Sorge geweiht, das milde Del des Trostes in sein Herz gießend; denn liebte sie auch den Mann nicht, den die kalte, herzlose Politik ihr aufgedrungen, so verschloß sie den Kummer ihrer Seele in die verschwiegene Brust, und kein unbefangenes Auge sah etwas anders in ihr, als die treue Gattin, die zärtliche Mutter. Als Schemäka auf dem noch immer schönen Weibe den lodern den Blick ruhen ließ, da senkte sie erdöthend das Antlitz; sie fühlte einen Schmerz in sich, daß dieser Mann so ganz unwürdig ihrer einstigen Liebesregung war.

Schemäka näherte sich ihr mit ritterlichem Anstand. „Hat mir die schöne Feodora nichts zu sagen?“ fragte er und suchte ihre Hand zu fassen.

Sie entzog sie ihm und sprach mit zitternder Stimme: „Ich erwarte Deine Befehle, Fürst!“

„Meine Befehle!“ antwortete Schemäka. „Bin ich nicht der Sklave Deiner Schönheit? Gebiete, und ich liege zu Deinen Füßen und lege das Reich, das ich gewonnen, huldigend in Deinen Schooß! Beim heiligen Iwan! die schönste Frucht meines Sieges ist, Dich wieder zu sehen!“

„Deines Sieges! Kann der Räuber von einem Sieg sprechen, der zur Nachtzeit in das Gehöfte steigt und die schlafenden Bewohner erwürgt?“ fiel die Großfürstin Mutter ein.

„Schweig, Wahnsinnige!“ rief Schemäka. „Du aber gebiete, wie ich meine Liebe Dir beweisen soll!“

„Sprich nicht von Liebe, Fürst!“ antwortete Feodora mit Hoheit. „Du liebst Niemand, als Dich selbst; meine Liebe aber sollst Du achten; sie gehört nur einem Manne und dieser Mann ist mein Gemahl.“

„Der nicht mehr sein wird, wenn ich es will!“ versetzte Schemäka mit verbissenem Groll. „Wassili's Leben ruht in meiner Hand; ein Wort von mir, und er verblutet zu meinen Füßen!“

„Das wäre Deiner würdig, Brudermörder!“ sprach die greise Fürstin. „Sohn eines entarteten Vaters, der von vatermörderischer Hand fiel, besudle Deine Hand mit dem Blute des Gefallenen, wenn Du es wagst. Mein Sohn wird zu sterben wissen!“

„Höre sie nicht!“ rief Feodora, die jetzt zu Schemäka's Füßen sank und flehend die Hände zu ihm erhob. „Sei barmherzig, wie Dir Gott barmherzig sei!“

„Warum, Feodora, nimmst Du den Platz, der mir gebührt?“ sagte Schemäka lächelnd. „Zu Deinen Füßen laß mich knien und um Deine Guld und Liebe flehen!“

„Trevle nicht mit dem Heiligsten, was das Menschenherz besitzt!“ rief Feodora, mit Mühe ihren Abscheu bewältigend. „Gieb mir den Satten wieder, laß mich in einer Hütte mit ihm leben, und ich will Dir Alles vergeben, ich will Dich segnen, ich will für Dich beten, damit das Loos Dich einst nicht treffe, das Du uns bereitest!“

„Erniedrige Dich nicht vor dem ehrlosen Ver-

räther!" jagte die Großfürstin Mutter streng. „Gottes Zorn möge ihn zerschmettern — das ist mein Gebet!"

„Du willst, daß ich gnädig sei," sagte Schemäka arglistig, „und doch hast Du kein Vertrauen zu mir, Feodora. Ich möchte Dir beweisen, daß ich kein blutiger Barbar bin, aber es kränkt mich, daß Du mich dafür hältst. Wo sind Deine Kinder, Feodora? Bin ich denn ein Ungeheuer der Hölle, das die schuldlosen Knäblein würgt? Ich will sehen, ob Du mir vertraust, Feodora. Meine Gnade für Dein Vertrauen!"

„Ein Ungeheuer der Hölle bist Du!" rief die greise Frau. „Glaub' ihm nicht, meine Tochter! Siehst Du nicht das Kainsmaal auf seiner Stirn? Er wird die Knaben morden, wie er den Vater mordet; sie aber sollen einst des Vaters Blut an Dir rächen, Scheusal!"

„Führt die Wahnsinnige hinweg!" rief Schemäka ergrimmt seinen Häschern zu, die die Fürstin umringten, aber nicht Hand an sie zu legen wagten. Feodora war zu rechter Zeit gewarnt. Sie erhob sich würdevoll und sprach ruhig gefaßt: „Laß mich in den Kerker führen, Sohn Zuri's. Es geschehe mit uns, wie Gott es will!"

Schemäka biß sich auf die Lippen und wandte sich ab. Die beiden Frauen wurden hinweg geführt. Wüthend, daß sein Plan mißlungen, den Versteck der beiden Kinder, die ein Pfahl in seinem Fleische waren, zu erfahren, beschloß er, an der Rache zu nehmen, die diesen Plan vereitelt. Umsonst sandte er seine Söldner aus, nach Wassili's Söhnen zu forschen. Ein treuer Diener hatte die Prinzen Iwan und Zuri gerettet und sie unter den Schutz der treuen Bojaren aus dem Hause Miapolowski zu Murom gestellt.

Um seinen Groll zu nähren, ließ sich Schemäka in seines Bruders Kerker führen. Als Kossoi den klirrenden Schritt des Eintretenden hörte, sprang er auf und rief: „Kommt Ihr, mich zu morden? Da, da ist meine Brust!"

„Du wirst leben, Kossoi!" antwortete Schemäka.

„Du bist es?" versetzte der Blinde mit Abscheu. „Ich danke dem Allmächtigen, daß ich Dich nicht sehen kann!"

„Hastest Du mich?" fragte Schemäka.

Kossoi schlug ein helles Gelächter auf. „Ob ich Dich hasse? Nein, ich liebe Dich! Ich liebe Dich so zärtlich, wie man einen Mörder nur lieben kann!"

„Du hast Unrecht, Kossoi!" entgegnete Schemäka. „Wir waren Alle betrogen. Deinetwegen verfolgt' ich ja den Tyrannen mit meinem Haß. Bruder, Wassili ist vom Throne gestürzt, ist in meiner Hand! Ich bin Großfürst von Moskau. Bruder, dürdest Du nach Rache?"

„Rache? Ob ich danach dürste? Nein, nein, ich dürste nicht danach; ich lechze, ich schmachte! Sie wird meine brennenden Lippen fühlen, sie wird mir Balsam in die glanzlosen Augenhöhlen träufeln. Bruder, ich hasse Dich fast nicht mehr. Komm, umarme mich! Doch nein, ich könnte Dich vielleicht erwürgen in meinen Armen, und dann wäre meine Rache nicht gesättigt."

Schemäka schauderte; ihm graute vor dem wuthverzerrten Antlitz des Bruders. „Kossoi," sprach er dann, „laß uns wieder Brüder sein! Die Rache schließe unsern Bund!"

„Brüder? Du warst ein schlechter Bruder. Doch das ist vorbei. Du giebst mir Rache und ich verzeihe Dir dafür. Laß ihm die Augen ausbohren, Schemäka, und gib ihm keine Gnade, so sehr er wimmern mag. Dazu hab' ich ihn verflucht, und ich will's ihm in die Ohren schreien, daß ich seine Marter sehe, mit den Ohren sehe!"

„So soll es geschehen, Bruder!" erwiderte Schemäka; „nun komm hinweg von hier; in einem Brunkgemach sollst Du nun wohnen."

„Recht, Großfürst! Reich mir die Hand, ich kann ja nicht sehen, wohin ich trete! — Fürchte Dich nicht," fuhr er fort, als Schemäka zögerte, „wir sind ja Brüder, Blutbrüder. Der Bruder tödtet den Bruder nicht. Führe mich hinaus, daß ich Luft athme, daß ich Freiheit fühle!"

Schemäka fühlte seine Hand von dem Blinden umklammern; er eilte, aus dem Gemach zu kommen, und athmete erst wieder freier auf, als er von seinen Getreuen den halb wahnsinnigen Bruder bewacht sah.

Vier Tage nach seiner Gefangennehmung wurde Wassili in ein Gemach geführt, dessen schwarzbefleidete Wände dem unglücklichen Gefangenen unheilverkündend waren. Es befanden sich wenig

Personen darin, aber unter ihnen war eine Gestalt, die das Blut des Großfürsten gerinnen machte. Er durfte kaum Anderes erwarten, als den Tod, und war fast überrascht, als ihm das Urtheil verkündet wurde, das Urtheil, das auf Blendung lautete. Schemäka, Johann von Moschaisk und Boris von Iwer ließen ihm dazu entbieten: „Warum hast Du die Tartaren geliebt und ihnen russische Städte verliehen? Warum hast Du den Ungläubigen das Silber und Gold der Christen gespendet und das Volk durch Abgaben erschöpft? Warum endlich hast Du unsern Bruder Kossoi geblindet?“

Vor Wassili's Augen ward es Nacht, als sei ihre Sehkraft schon erloschen. Das schreckliche Geschick, dem er erliegen sollte, brach mit seiner ganzen Last über ihn herein. „O meine armen Augen!“ rief er wimmernd. „Laßt mich sehen, sehen. Es muß entsetzlich sein, leben und nicht sehen können.“

„Ja, es ist entsetzlich, grauenvoll entsetzlich!“ höhnte Kossoi. „Das hast Du mich ja gelehrt. Ewige Nacht, hu! und die Qual des Gewissens! Wassili, ich sehe Dich blutend zucken; ich sehe Dich im Geiste! Ich sehe Dich die Hände ringen, ich sehe Dein Auge verglasen. Wassili, Du weißt es, ich habe Dir's geschworen!“

Der Großfürst sank ächzend zusammen. Diesen Moment benutzte der Arzt, der zur Vollstreckung des Urtheils bereit war. Die eisernen Stäbe glühten, er tauchte sie in die Augensterne des Unglücklichen, ein herzerzschneidender Weheruf, und es war geschehen. „Blind, ich bin blind!“ rief Wassili und drückte die Hände in die blutenden Augenhöhlen.

Schemäka ließ sich als Dmitri IV. zum Großfürsten ausrufen. Der Adel von Moskau leistete ihm, obgleich mit schwerem Herzen, den Eid der Treue. Ein einziger Bojar, Theodor Bassenok, verweigerte die Huldigung. Dieser Rebelle, wie Schemäka's Schmeichler ihn nannten, ward zum Tode verurtheilt, doch gelang es ihm, nach Lithauen zu entkommen. — Wassili, der von nun an vom Volke Temnoi, das ist der Blinde, genannt wurde, ward, nachdem er feierlich auf den Thron verzichtet, nach Uglitsch verwiesen; Feodora durfte ihn begleiten; die Großfürstin

Mutter aber ward noch in Gefangenschaft gehalten. Entsetzen und Grausen bemächtigte sich des ganzen Reichs. Wassili's Schicksal ward allgemein beweint, und Schemäka, der durch Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten aller Art seine usurpatorische Regierung besleckte, allgemein verabscheut, und bis auf den heutigen Tag bewahrt das russische Volk das schlimme Andenken des Usurpators in dem Sprichwort: „Das ist Schemäka'sches Recht.“

Schemäka verstand es so wenig, die Art und Weise, wie er auf den großfürstlichen Thron gelangt, daß er alle Verordnungen, die die vorigen Herrscher gegeben, zurücknahm, alte Privilegien und Rechte vernichtete, die öffentlichen Aemter mit seinen Kreaturen besetzte, und überhaupt eine Schreckensregierung einführte, die bis dahin fast unerhört gewesen war. Die unmittelbare Folge war, daß die edelsten und reichsten Familien nach Klein-Rußland entflohen, den Tyrannen verfluchend. Anfangs achtete er diese Erscheinung gering. „Stützt sich der Thron auf die Bevorzugten des Volks,“ sprach er zu sich selbst, „deren Vortheil es erheischt, ihn zu schützen, steht es dann nicht in meiner Hand, aus der wüsten Masse Geschöpfe zu bilden, die ich mit meinem Athem beseele? Wer hindert mich, die Größe dieser Bojaren klein zu machen, und Kleine groß, die mir dann folgen in Noth und Tod?“

Schemäka erkannte bald, auf wie schwachen Füßen diese Philosophie stand. Die Bojaren hatten ihre Schätze mit hinweggenommen, und hatten so die Mittel in Händen, Truppen gegen den Usurpator ungehindert anzuwerben. In Lithauen sammelten sich die Unzufriedenen des ganzen Reichs, und auch das Volk begann laut zu murren über die Bedrückungen und Anmaßungen, die ein rechtmäßiger Großfürst nie gewagt. Der Tyrann zitterte in seinem Palaste, aber er dachte nicht daran, die allgemeine Last zu erleichtern, Gerechtigkeit und Milde zurückzurufen. Er wähnte, es sei Alles geschehen, wenn er seiner Herrschaft einen Schein der Rechtmäßigkeit gebe, und zu diesem Zwecke bereitete er ein Schauspiel, das das Heiligste frevelnd verhöhnte, das den Stempel der Lüge in sich selbst trug.

Der Usurpator war so lange mit Recht für

seine Macht besorgt, als die Kinder seines Vorgängers frei waren. Er kannte ihr Misl, aber ihre Beschützer, die Riapolowski's, waren zu mächtig, um durch Drohungen eingeschüchtert zu werden. Schemäka griff daher nach seinem ältesten Bundesgenossen, dem Berrath, um zu seinem Zweck zu gelangen. Er machte bekannt, daß er den Prinzen ein Jahrgehalt und ihrem Vater die vollkommene Freiheit geben wolle, und beauftragte den Bischof Jonas von Niäjan, einen unbescholtenen und in allgemeiner Achtung stehenden Mann, sich von den Bojaren die ihrer Obhut anvertrauten Kinder zurückgeben zu lassen. Der Bischof ließ sich von der Heuchlermiene des scheinbar reuigen Fürsten täuschen, nahm die Prinzen unter seinen Schutz und führte sie, von den Riapolowski begleitet, nach Moskau. Schemäka empfing sie mit offenen Armen; er drückte sie an seine Brust und weinte Thränen der Nührung und Freude; er zog sie an seine Tafel, setzte sie zu seiner Seite und überhäufte sie mit Achtungs- und Liebesbeweisen, so daß selbst die mißtrauischen Riapolowski ihren Argwohn entschlummern fühlten.

Um den Kindern ein Fest des Wiedersehens zu bereiten, sandte er sie zu ihrem Vater nach Uglitsch. Dort aber hatten seine Getreuen bereits Befehl, die Söhne wie den Vater aufs Schwärzste zu bewachen. Der Tyrann dachte an sein Versprechen nicht mehr. Diese abermalige Schandthat erbitterte auch die ihm noch freundlich gesinnten Gemüther. Der ungestüme Bischof von Niäjan rief die Rache des Himmels auf das Haupt des wortbrüchigen Frevlers herab; das ganze Volk sprach offen oder geheim sein Amen zu diesem Fluch. Er hatte eine für Schemäka entsetzliche Wirkung. Der Himmel selbst, hieß es, spreche durch Zeichen und Wunder seinen Zorn gegen den Usurpator aus. Bald sollte der Himmel in Flammen gestanden, bald alles Wasser sich in Blut verwandelt haben; Heiligenbilder, erzählte das geschäftige Gerücht, hätten geweint und wilde Thiere ihre gewöhnliche Gestalt verändert.

Schemäka war nicht über seine Zeit erhaben; vergebens zwang er sich, laut über dergleichen Gerüchte zu spotten, sie in das Gebiet des Aberglaubens zu verweisen. In seinem Innern nagte der Wurm und jedes rauschende Blatt machte ihn

zittern. Er erinnerte sich der greisen Jaroslawa, die ihm von ihrer geheimen Wissenschaft einst so deutliche Proben gegeben. Er ließ sie vor sich kommen und hatte eine geheime Unterredung mit ihr. „Deine Krone wird wanken, aber nicht fallen,“ sprach die Frau, „so lange Du Deine Freunde zu schätzen weißt; Du wirst leben, so lange Du auch gegen den Niedrigen die Dankbarkeit nicht vergiffest. Hüte Dich, Großfürst von Moskau! Ich seh' einen dunklen Schatten über Deinem Haupte schweben!“

„Welches ist dieser Schatten?“ fragte Schemäka.

„Ich weiß es nicht zu sagen,“ antwortete Jaroslawa. „Er ist gestaltlos, aber er deutet auf Unheil. Deine Feinde rüsten sich gegen Dich, aber das ist dieser Schatten nicht.“

„Meine Feinde rüsten sich gegen mich? Wer von meinen Feinden, sprich! Ich hab' ihrer wie Sand am Meere.“

„Bassenok, den Du zum Tode verurtheilt, und Wassili Jaroslawitsch, der Fürst von Borosk, Wassili Lemnoi's Schwager. Auf den Ebenen Lithauen's wimmeln ihre Schaaren, ihre Banner rauschen gewaltig, ihre Schlachthörner tönen bis an die Thore von Moskau.“

„Und werd' ich sie überwinden?“

„Sie werden Dir kein Haar krümmen, so lange Du meine Warnung im Herzen trägst. Hüte Dich, ich sehe das Gewühl einer Schlacht. Schemäka, Deine Klugheit ist mächtiger, als Dein Schwert.“

(Schluß folgt.)

Altdeutsche Sage.

Die Sonne schien warm, der Winter entwich,
In den Birken regte der Frühling sich,
Sie sprachen zur Eiche: bist du denn taub,
Und hörst nicht die Lerche, wirf ab dein Laub,
Dein traurig braunes Winterkleid
Das paßt nicht mehr zur Frühlingszeit.

Die Eiche sprach: das darf ich nicht wagen,
 Ich will euch auch meine Gründe sagen,
 Hört zu, das ist eine alte Geschichte,
 Ich gebe sie euch als Reimgedicht.
 Vor Zeiten hatte ein frommer Mann,
 Wohl nur aus Versehen, Böses gethan,
 Er hatte ein bißchen bedenklich geschworen,
 Doch Satanas hat gar seine Ohren,
 Und treibt auch nicht lange Possenspiel,
 Der hatte die Seele gleich beim Stiel.
 Der Fromme erhub ein Zetergeschrei,
 Da kam der liebe Gott herbei,
 Der wollte ihn gar gerne retten,
 Befahl dem Teufel zu lösen die Ketten;
 Doch Jener antwortet: Herr mit nichten,
 Du mußt nach unsern Gesetzen richten,
 Denn dafür haben wir Constitution,
 So leicht kommt er diesmal nicht davon,
 Denn was mir nach dem Gesetz verfallen,
 Das halte ich fest, dazu hab' ich Krallen,
 Und willst du retten sein ewig Leben,
 So mußt du ein gutes Lösegeld geben.
 Und dachte bei sich, dich will ich grellen,
 Oft fängt man nicht solch feinen Gesellen,
 Der wäre der Hölle wahre Zier,
 Und sprach: Herr, meistens gehören mir
 Die Pferdehirten doch weit und breit,
 Drum laß uns handeln, noch ist es Zeit,
 Willst du mir die Pferdejugen geben,
 Die zwischen Etbe und Ostsee leben,
 So tret' ich den Frommen dir wieder ab,
 Den ich so glücklich erwischet hab',
 Was kann dir viel an den Burschen liegen,
 Ich werde am Ende von selbst sie kriegen,
 Nur brauch' ich dann nicht so viel zu reisen,
 Wenn ich sie kann Alle auf einmal verspeisen.
 Doch der Schlimmste muß immer das Spiel verlieren,
 Will er den lieben Gott anführen.
 Der dachte, du Schalk, dich will ich fassen,
 Und sprach: die will ich dir gerne lassen,
 Und kannst du über sie Alle gebieten,
 Doch müssen sie jetzt noch Pferde hüten,
 Drum mußt du ihnen noch geben Frist,
 Bis alles Laub von den Bäumen ist.
 Damit war denn auch der Teufel zufrieden,
 Und Beide vergnügt von einander schieden.
 Und als nun Sommer und Herbst vergangen,

Da kam der Böse die Zungen zu fangen,
 Doch wollte ihm nimmer gelingen sein Raub,
 Denn immer noch fand an den Eichen er Laub,
 Der Winter verschwand, das Laub fiel nicht,
 Und als die Birken schon grüntem dicht,
 Da konnte man noch an den Eichen schau'n,
 Viel alte Blätter gelb und braun;
 Da zogen die Hirten vergnügt zu Feld,
 Und so war der dumme Teufel geprellt.

Georg Schulz.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Wien im November 1845.

Das Burgtheater

hat auch diesen Monat wieder die Recensenten eben so wenig angestrengt, als die Schauspieler. Eine Neuigkeit im Laufe eines ganzen Monats und bei täglichem Spiel, daß das wahrlich nicht zu viel, und läßt entweder auf gänzlichen Mangel an aufführbaren Stücken, oder auf keine besondere thätige Leitung schließen. — Und selbst diese eine Novität hätte füglich unterbleiben können; das Publikum hätte dabei nichts verloren, die Schauspieler unnütze Mühe und die zur Beurtheilung commandirten und condemnirten Recensenten einen langweiligen Abend erspart. Diese Neuigkeit war „Bezahlte Schuld“, Sittengemälde in 4 Aufzügen von der Frau von Weisenthurn. Die hier gemalten Sitten liegen ganz außerhalb unserer Zeit und bieten so wenig Interesse, daß man sich nur wundern kann, wie ein solches Stück, so langweilig, farb- und farblos, auf dem Burgtheater zur Aufführung kam. Das Räthsel ist aber leicht gelöst, wenn man in Erwägung zieht, daß Rücksichten und Production ihren Einfluß wohl nirgends mächtiger üben, als hier; so kommt es denn — wie analog auch in andern Kreisen und Beziehungen des Lebens — weit weniger darauf an, was geschrieben worden ist als von Wem und wie dessen Stellung und Verhältnisse im bürgerlichen Leben sind. — Ob bei dem großen Mangel an Neuigkeiten, die uns neben dem Classischen, Ausgezeichneten oder wirklich Guten des ältern Repertoires vorgeführt werden, der vorgeschützte Mangel an neuen aufführbaren Stücken, die in Deutschland überhaupt geschrieben werden, ein trif-

tiger Grund ist, vermögen wir Armen, die wir das ausländische Repertoire nur aus den Blättern kennen, nicht zu beurtheilen; viel, sehr viel, mag aber wohl an unseren Censurverhältnissen liegen, die nach so vielen Richtungen hin bewegende Fesseln anlegen, daß eine große Menge von „draußen“ renommirten Stücken — „das Urbild des Tartüffe“ sei vor allen genannt — gar nicht gegeben werden dürfen, andere aber durch die scharfe Scheere der Censur zugestutzt, so matt und farblos erscheinen, daß man sich hier wundert, wie unsere ausländischen deutschen Brüder daran Gefallen finden können; aber sie würden das auch nicht, erblickten sie die Sachen in der verkrüppelten oder verballhornten Gestalt, wie wir!

Wenden wir den Blick von dem Hofburgtheater zu dem

Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore,

so fragen wir immer auf's Neue wieder mit Staunen: wie ist es möglich, daß ein Theater mit solchen Mitteln, ein Theater, welches den Ruf lange Zeit, und mit Recht, als das erste in seiner Art, bezeichnete, so tief stehen könne? Da ist das verbrauchteste, einseitigste Repertoire zu finden, da ist Lückenhaftigkeit im Personal, da herrscht Schmutzigkeit in vielen Beziehungen, da engagirt man, um nur nicht ganz zu stocken, Contractbrüchige, da sucht man das Mangelhafte durch künstlichen, förmlich organisirten Applaus, zu dem oft der Oberregisseur Wild selbst das Signal giebt, dem Publikum als etwas Gutes aufzubringen, da wird jede Hindeutung auf das Mangelhafte oder wirklich Schlechte, auf die Mittel zu höchst wünschenswerthen Verbesserungen, durch die Censur unterdrückt; — kurz, da überzeugt man sich in jeder Beziehung, daß das Institut den Ruf, in dem es bei Vielen noch steht, nicht verdient.

Verlangen Sie aber keine allgemeine Bemerkungen, sondern Erwähnung dessen, was sich im Laufe des November auf dieser Bühne Erwähnenswerthes zutrug? — Damit sind wir bald fertig: In Robert der Teufel trat Mad. Schoberlechner als Alice auf, ohne den Beifall zu finden, der erforderlich gewesen wäre, sie als qualificirt für die Stelle der ängstlich gesuchten und nothwendig gebrauchten ersten Sängerin zu erklären. — Diese Erklärung, so werden Sie wahrscheinlich meinen, hängt von dem Publikum ab? Oder von dem Director? Oder von dem Kapellmeister? Oder von einem Comité, gebildet aus Männern von Fach? — O nein! da kennen Sie die hiesigen Verhältnisse schlecht. Ob eine Sängerin würdig ist, bei dem Hofoperntheater die Stelle einer ersten Sängerin zu bekleiden, darüber entscheidet die Polizei durch den Mund ihres obersten Chefs, des Grafen Sedlnitzky. Aber die Sache ist nicht so schlimm, als sie klingt, denn der Graf Sedlnitzky ist hier wie im Auslande wegen seiner großen

Liberalität rühmlichst bekannt, und man weiß allgemein, daß er jedem fremden Einflusse, jeder Rücksichtnahme, durchaus unzugänglich ist, und die Entscheidung lediglich auf die Eigenschaften der Competentinnen stützt.

Das Theater an der Wien

entwickelt große Thätigkeit, oder doch wenigstens großen Glanz. Es rivalisirt mit Glück durch seine Oper, in welcher die Marra und Staudigl, als Sterne erster Größe glänzen, mit dem Hofoperntheater, dessen erwähnte Mangelhaftigkeit freilich diese Rivalität wesentlich erleichtert. So bringt diese Bühne namentlich ungleich mehr neue Opern, als das Kärnthnerthor, und es bringt sie neu, während die sogenannten neuen Opern des Hoftheaters, — wenn sie nicht von hiesigen Komponisten herrühren — in der Regel auf allen deutschen Theatern schon seit Jahren heimisch sind. — Mit der neuen Oper aber, welche das Theater an der Wien diesen Monat brachte, war sie, trotz einer recht guten Darstellung und Scenirung, nicht glücklich. Es war Balfe's Liebesbrunnen, welcher schon nach ein oder zweimaliger Repetition zurückgelegt werden mußte, während dessen Haimonskinder, schon an 60 Mal gegeben (die Vorstellungen in der Josephstadt mit hinzugerechnet), noch immer volle Häuser machen. — Einen wahren Glücksschuß that dieses Theater mit: Sie ist verheirathet, romantisch-komisches Charakterbild von Friedrich Kaiser, welches am 7ten zum ersten Male mit dem entschiedensten und allgemeinsten Beifalle gegeben wurde, und seitdem das Repertoire beinahe ohne alle Unterbrechung und mit einem fabelhaften Zubrange des Publikums, ausfüllte. Das Stück, an und für sich einer strengen kritischen Zergliederung nicht gewachsen, wird gehalten und gehoben durch sprudelnden Witz und namentlich auch durch die ausgezeichnet meisterhafte Darstellung Beckmanns, der als Lorenz Wind, ein raffinirter Lump, selbst dem grämlichsten Melancholikus ein herzhaftes Gelächter entringen muß. Ueberhaupt besitzt dieses Theater an Beckmann eine wahre Perle, so wenig auch hier, wie man glauben sollte, dessen eigentliches Terrän ist.

Das Theater in der Josephstadt

ist jetzt eben so das Stiefkind des Director Pokorny, wie das Leopoldstädter es neben dem Theater an der Wien war, als der Director Carl beide Theater führte. Repertoire und Personal stehen al-pari unter Null, aber — es ist kaum glaublich und dennoch wahr, — das Publikum dieses Theaters ist damit gutmüthig zufrieden. — Fragen Sie nach Neuigkeiten? — Gott sei Dank brachte der Monat November keine einzige. Wozu auch? Der Rumpelkasten bietet noch genug Vorrath. Ein Griff, blindlings hineingethan, brachte „Johanna von Montfaucon“ heraus, und damit einen gar nicht üblen Treffer, denn 3 oder 4 Mal waren die Räume fast zu klein, um die Masse der Schaulustigen

zu fassen. Der Beifall war nicht minder groß, als die Schaulust, und gleichwohl war die Hildegard durch eine Anfängerin, die erst zum zweiten Male auf den Brettern stand, erbärmlich besetzt; gleichwohl zeigte hier Baudisch als Philipp den ächten kleinstädter Provinzschauspieler, gleichwohl wäre es kaum möglich, bei der kleinsten „Bande“ einen schlechteren Darbournair zu sehen; gleichwohl waren von dem Nebenpersonale, und selbst von den Darstellern der größern Rollen, Mehrere gar nicht zum ansehen! — Am 21. begann Döbler seine Nebelbilder zu zeigen, die — seit seiner ersten Production wesentlich verbessert — bis zum Schlusse des Monats eine zauberhafte Anziehungskraft ausübten, und diese wahrscheinlich auch noch bis weit in den kommenden Monat hinein ausüben werden.

Nun zu dem

Leopoldstädter Theater.

Dieses entwickelte von der Mitte des November an eine ungemeine Thätigkeit. Es folgten die Neuigkeiten Schlag auf Schlag, aber beinahe eben so Schlag auf Schlag auch die Niederlagen. Am 13. fiel der „Weihnachtsbaum eines armen Souffleurs“ durch, und dazu auch noch eine kleine, höchst langweilige pantomimische Idylle: „Die Liebe auf dem Lande.“ — Pantomime — Idylle — langweilig! — Drei Gründe für einen zu einem Fiasko. — Den 16. folgte, mit gleichem Schicksal: „Reden's nur mit 'n Hausmaster“ Lokalposse voller gemeiner Späße, schlechter Witz und Trivialitäten. — Den 18. stürzten die beiden Vögel „Schneepf und Wachtl“. Lokalposse in 2 Akten mit einem (tragischen) Vorspiel. — Am 21. aber erfolgte ein Fiasko, wie man es hier in Wien selten erlebt hat, verbunden mit einem Theater-skandale, der bei der Thätigkeit der hiesigen Polizei nur so unvorbereitet, wie er kam, zu den Möglichkeiten gehört. Das Stück, eines der erbärmlichsten, sadesten, zusammengesuchtesten Machwerke, welchen je die Ehre der Aufführung zu Theil wurde, heißt „der Dichter aus der Provinz“ und soll ein Lebensbild sein. Es rührt von einem „Dichter aus der Provinz“ her, dem bei dem Leopoldstädter Theater engagirten Schauspieler Schögl, der darin die Hauptrolle des „Dichters“ gab, und in Compagnie mit seinem Wechselbalge verhöhnt, verlacht, ausgezischt und ausgepiffen wurde. Wie groß der Unwille des Publikums war, mögen Sie daraus entnehmen, daß es unter lautem Rufen „Abbitte“ verlangte!! Der unglückliche Dichter, der sich durch die

große Keckheit, ja Unverschämtheit, mit dem er die Zeichen des Mißfallens aufnahm, den Zorn des Publikums noch vollends zugezogen hatte, war aber „nicht mehr zu finden“ — und das war gut, und das war gut, würde der Adam aus dem Dorfbarbier singen. — Der „Dichter aus der Provinz“ war indeß nicht im Stande, den Strom der Neuigkeiten zu hemmen, denn schon am 25. folgte abermals eine: „Figurantin“, welche indeß im Theater an der Wien schon mehrmals mit Beifall gegeben und so gegen eine unfreundliche Behandlung gesichert war. — Den Beschluß der Novitäten dieses Monats machte am 30. „Braut Gattin und Wittwe in einer Stunde“ Ihnen unter dem Titel bekannt „König und Zitherschlägerin.“ Das Stück wurde recht gut gegeben, hat in der Bearbeitung manche wesentliche Verbesserungen erfahren, und fand eine recht beifällige Aufnahme, obgleich das Publikum dieses Theaters, das von je her der komischen Muse geweiht war, auch jetzt noch nur hier für das Komische wahrhaft empfänglich zu sein scheint. Besondere Erwähnung unter den Darstellern verdienen Herr Fichtmann als Schiffsjunge Pasroi, Herr Pohl als Vicomte von Saint-Bal, Herr Boy als Graf César von Armagnac und Herr Rud. Maier als Jean Düquesne. Man mochte wahrscheinlich wieder einen Sturm, wie den bei dem Dichter aus der Provinz erwartet haben, denn das Theater wimmelte von Polizisten, sowohl uniformirten als civilgekleideten; die guten Leute hatten sich aber umsonst bemüht.

Im Leopoldstädter Theater soll der nächste Monat eine neue Posse von Nestroy bringen; er will aber, wie man sagt, erst dann damit hervorrücken, wenn einige andere günstig aufgenommene Neuigkeiten die stürmischen Wellen geebnet und die Befahrung des jetzt so ungestümen Meeres wieder gefahrlos gemacht haben.

Dem Dir. Polorny stehen eine Reihe der glänzendsten Einnahmen bevor, denn der Freischütz, der ganz neu, und mit ungeheurem Aufwand an Dekorationen- und Maschinenwesen einstudirt wird, verspricht nicht geringere Erfolge, als die Zauberflöte, die dann bald folgen soll, und der bekanntlich dieses Theater seine jetzige colossale Größe verdankt. In dem Freischütz wird als Agathe Frau von Franck auftreten, deren Gatte bekanntlich die Wiener Zeitschrift redigirt. — Man rühmt ihre schöne Stimme. V.

Literatur und Kunst.

Jultage en miniature. Humoristisch-satyrische Bilder in Novellenform von Moriz Reichenbach. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1845.

Moriz Reichenbach hat in kurzer Zeit in der literarischen Welt einigen Ruf erlangt, was er mehr seinem Talente, als einer vorübergehenden Laune der Zeit verdankt. In den vorliegenden Novellen hat er ebenfalls die Richtung verfolgt, welche in seinen früheren Werken erkennbar: Kern, Gemüthlichkeit, Ruhe und Anmuth. Der Leser wird in das Getriebe einer Provinzialstadt eingeführt, wo er sich bald genug heimisch fühlt, wo er auf Charaktere stößt, die bei dem Talente des Verfassers anziehend sind. Es fehlt nicht an beliebten Gegensätzen, und manche recht poetische Sentenz ist eingeflochten. Hr. Reichenbach hat sich ein großes Feld eröffnet, was, wenn er so fortfährt es zu bebauen, wie er begonnen, des Schönen eben so viel bietet, als es sich nugenbringend erweist.

Deutschland und das deutsche Volk, in Schilderungen von Eduard Duller. Leipzig, G. Wiegand. 1845.

Wir machen auf ein Werk aufmerksam, das in seinen Einzelgestalten mit treffender Wahrheit, quellen-gemäß und mit strebsamem Geiste geschrieben ist. Eduard Duller ist in dem Gebiete der Literatur rühmlichst bekannt, seine Productionen haben einen höheren Kunstwerth, zeugen von künstlerischem Bewußtsein und erhalten durch die einfache, natürliche Darstellungsweise eine gewisse Popularität, die für die Zukunft bedeutend werden kann. Vorliegendes Werk übergiebt der geistvolle Verfasser dem Volke mit dem Wunsch, daß es als Volksbuch Eingang finden möge. Wir meinen, dies könne nicht fehlen. Die Exposition spricht für ein günstiges Resultat, für die Errungenschaft einer volksthümlichen Idee, deren keimvolles Leben zur herrlichsten Blüthe hervortreiben, deren Frucht an der Sonne des Volksbewußtseins reifen kann, sobald eine talentbegabte Dichternatur den Volkston in allen Chorden der volksthümlichen Verhältnisse zeitgemäß anzuschlagen versteht. Die Schilderungen sind mit Richtigkeit der Zeichnung, mit Umsicht, Sachkenntniß und Innerlichkeit gearbeitet, und wir begrüßen den Hrn. Verfasser als einen der strebsamsten, intelligentesten Schriftsteller der Gegenwart.

Donabal und die Jesuiten, von H. A. Dypermann. Hannover, G. F. Kius. 1845.

Eine leichte biographische Skizze, trocken und kahl,

aber kurz und bündig. Sie ist in sofern willkommen, als sie mit einer bedeutenden Tagesfrage zusammenfällt, mit der Vertreibung der Jesuiten, einer Ordensrace, die ein Krebschaden der religiösen Körperschaft ist.

Skizzen aus Nord-Amerika, in Briefen eines katholischen Missionärs. Augsburg, G. Kremer. 1845.

Dies Buch zu kritisiren, halten wir überflüssig, da der Herausgeber — der übrigens ein Erzkatholik zu sein scheint — mit Arroganz und Tactlosigkeit die Briefe seines Vetbruders in's Schlepptau nimmt. Was soll ein Kritiker sagen, wenn der Herausgeber mit so kolossalem katholischem Bewußtsein folgende Einleitung macht: „Die nachfolgenden Briefe haben noch das besondere Interesse, daß sie von einem katholischen Missionär herrühren. Der Katholik hat eine andere Art, die Dinge sich zu besehen, er ist im Besiz des geistigen Auges, das alle Gegenstände unter den richtigen Focus bringt, und urtheilt deshalb mit einer Sicherheit, die jedem nicht so Begabten als Selbstüberhebung erschleicht.“ Wohlgesprochen, Herr Herausgeber! man sollte meinen, nur ein katholisches Pfaffengehirn könnte derartige Gedanken beherbergen. Schließlich bittet er noch um Almosen, die Mission zu unterstützen, auf daß der katholische Glaube, ein so nothwendiges Element zur Consolidirung, wo in so ungebundener Weise die Freiheit zur Geltung gekommen ist, in der neuen Welt sich immer mehr ausbreite. Das ist in der That eine barocke Religionsanschauung! Wir verlieren weiter kein Wort.

Nachrichten von wohlthätigen Frauenvereinen in Deutschland, von D. H. Gräfe. Cassel, 1845.

Der Hr. Verfasser hat uns auf die Wirksamkeit der Frauenvereine in Deutschland aufmerksam gemacht, die eine neue Sphäre in dem socialen Leben unsers Jahrhunderts bilden. Es ist weiter nicht besonders hervorzuheben, da bei der Vereinswuth, dem Vorwärtstreiben und der großmäuligen Schreibseligkeit der deutschen Männer auch die Empfänglichkeit des weiblichen Geschlechts sich ergiebig zeigen mußte. Der Hr. Verfasser hat durch Veröffentlichung der Bestrebungen patriotischer Fraueninstitute die gute Sache hervorheben wollen und sie in die Sittengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts verschlochten.

Das Buch für Winterabende. Volkskalender von M. Honel. Hannover, G. F. Rius. 1846, empfiehlt sich dadurch, daß es zeitgemäße Beiträge liefert und das Gepräge des Vorwärts an sich trägt. Es ist geschmückt mit den Bildnissen von Schlözer, Sander und Braun, und enthält manches Treffliche.

Merdomar und Wladislaw, aus der Wüste Romantik, von Ferd. Gregorovius. 2 Theile. Königsberg, 1845.

Schon der Titel dieses Romans ist frappant, schon das Vorwort ist mit lebensvoller Frische, mit enthusiastischem Aufschwung geschrieben, und durchfliegen wir die beiden Theile, so werden wir gewahr, daß dem Verfasser ein volles, glühendes Dichterherz im Busen schlägt. Seine Bilder sind frisch mit dem Frühthau der Poesie getränkt, seine Gedanken frei flatternd wie die erste Jugendphantasie, seine Schwärmerei lachend und trauernd wie ein liebendes Mädchen. Zwar ist die Organisation von keiner künstlerischen Bedeutung, es herrscht in der Erfindung eine pikante Willkühr, eine moderne, oppositionelle Anschauungsweise; man fühlt heraus, wie die Zeitverhältnisse das Gemüth des Autors afficirten, wie Weltbürgerinn und tüchtige Gesinnungen ihn charakterisiren. Er besitzt Geist, und wenn er die Ueberschwenglichkeit seiner eigenen Empfindungen mildert, die langgewachsenen Flügel seiner Phantasie beschneidet, den Reichthum seiner Begabung ökonomischer vertheilt, so kann wohl ein Kunstwerk aus der Feder des Verfassers hervorgehen.

Aus der neuen Zeit. Novellen und Erzählungen von Louise Otto. Leipzig, A. Wienbrack. 1845.

Als lyrische Dichterin, als hochherzige Patriotin geschätzt, möchten wir der Verfasserin sagen, daß sie weniger Talent zur epischen Dichtung besitzt, von der Macht der Leidenschaft keine Kenntniß hat und in die Detailempfindungen des menschlichen Herzens nicht eingedrungen ist. — Auch

Liebesrosen, Novellenkranz von Carl Elmar, können wir kein unbedingtes Lob ertheilen. Dem Verfasser fehlt Bekanntschaft mit der Tiefe der Empfindungen, Gedanken Sonnenschein und Blumenaugen der duftigen Poesie. — Diesen Novellen zur Seite stellen wir:

Charakter schilderungen von Philippine v. Mettingh. Cassel, Hopf. 1845.

Die gnädige Verfasserin hat mit vornehmer Hand geschilbert, mit aristokratischer Sprachmanier französische Beiwörter zum Drappiren der hochgestellten Personen benutzt und mattherzig und hohläugig erzählt und geurtheilt. — Ansprechender ist jedenfalls:

Die französische Erzieherin, oder das gestickte Taschentuch, eine Erzählung von Fenimore Cooper. Aus dem Engl. von Eduard Rauch. Stuttgart, Liesching. 1845.

Eine Sammlung von deutschen Märchen und Sagen, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet und herausgegeben von Joh. Wilh. Wolf. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1845.

Sie erfüllen den Zweck der Poesie, die Illusion zu erhöhen, sie sind poetische Lügen, voller praktischer Wahrheiten, sie enthalten geheime Weisheiten unter der Maske kindlicher Unbefangenheit. Manches Gute findet sich gepaart mit dem Mittelmäßigen, manches Mittelmäßige mit dem Schlechten; bei dem Volumen des Buches ist es erklärlich, daß die Intensität des Dichters spärlich zum Durchbruch kommt.

Erzählungen und Sagen aus der Altmark, von Kahlbau. Tangermünde, Doeger. 1845.

Wir wissen nicht, ob wir das grobe Löschpapier, den schlechten Druck oder die Altmärker Kost, Buchgrüße und fette Wurst, hervorheben sollen.

Die Seherin, dramatisches Gedicht von Emil Mecklenburg. Leipzig, G. Brauns. 1845.

Die Muse des Verfassers muß noch ganz Kind sein, unentwickelt, von einem Gegenstande zum andern überspringend, die wunderlichsten, neckischsten Gedanken gedankenlos singend. Seine Ideen sind chaotisch: Somnambulismus, Gott und Teufel, Liebe und Tod, ein Bißchen moderne Schwärmerei von Deutschlands Einheit, von Seelenzerrissenheit wie Deutschlands Herz und dergleichen Trivialitäten durchkreuzen sich in buntscheckiger Seichtheit.

Der Kauf der Ehre, ein dramatisches Gedicht von Carl Beidtel. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1845,

ist schon beachtenswerther. Die Verse klappen, der Bilderreichthum besteht mehr aus Silber als Gold, und über Einzelheiten verbreitet sich ein poetischer Duft. Im Allgemeinen liebt sich der „Kauf der Ehre“, wenn der Verfasser auch nicht eben Ehre damit erkaufen kann. — Ein anderes dramatisches Märchen:

Amadäus, in fünf Handlungen, von Wilhelm Gärtner. Wien, Pfausch u. Comp. 1845, verdient gleichfalls nur zwei Worte. Im Vorwort sagt der Verfasser, ihm scheine es nicht zeitwidrig, in einer Zeit häufiger Losgebundenheit von Gott, die sich immer faustischer im Wissen und in den Sitten gestalte, diese Erscheinung in die Idee der Dichtung aufzunehmen. Die ganze Tendenz seines Nachwerks schmeckt

nach Faust. Amabäus ist der Stiefelpüger des in der Großheit der Poesie dastehenden Göthe'schen, und Amur lahm dem Mephisto auf die plumpeste Weise nach. Die Verse perlen wie getrocknete Erbsen und ermangeln jedes Aufschwungs, und so phantastisch das Ganze auch zusammengegliedert, so macht es dennoch keine Wirkung, da es mit beabsichtigter Wirkung geschrieben ist. — Welche Idee dem Verfasser des dramatischen Gedichtes:

Schirin, von Karl Sondershausen, 1845,

wohl vorschwebt? Persischer Abkunft der Stoff, sinnliche Bilder, Moschusdust, schwelgende Liebesfülle charakterisiren das Werk, ohne bedeutende Gedanken, ohne jene üppig wogende Sprache des Orients, die so verführerisch in Fleisch und Blut eindringt. Mehr wort- als sinnreich, doch mit Tact gearbeitet.

Wir gehen zur Besprechung einiger Dramen über und beginnen mit:

Tasso und Rosaura Piretti, Drama in fünf Acten, von Max Rosenheyn. Marienwerder, A. Baumann. 1842.

Der Inhalt des Dramas ist von historischer Dignität, sagt der Verfasser, er wagte den dramatischen Versuch und wünschte ihn zur psychologischen Aufhellung von Tasso's unglücklichem Gemüthszustande aufgenommen. Von einem Wagen durfte der Hr. Verfasser allerdings sprechen, da er nicht allein die Materiazien von Andern genommen, sondern auch die Lünche; es ist zu bewundern, mit welcher Dreistigkeit er sich mit fremden Federn geschmückt — wie straußartig er seinen Kopf verbirgt, in der Meinung, nicht erkannt zu werden. Shakespeare's Situationen mit Schiller's Tiraden vermischt. Tasso steht Rosaura gegenüber wie Romeo der Julia — wir haben die Balconscene, die Maskerade, selbst der alte Piretti ist das leibhafte Ebenbild des Capulet, wenn er im dritten Aufzug, siebente Scene, den Maskenzug anführt und zu seiner Gesellschaft spricht: Auf, Musikanten, frisch gespielt! macht Plag! u. s. w., da möchte man schier glauben, er wolle äffen. Auch Fioretta ist in ihrem Wahnsinn der Ophelia abgestohlen, und die Bedientenscenen sind echt Shakespeare's, wenngleich höchst plump und bengelhaft. Wir führen nur noch, um das Ganze zu krönen, einige Sentenzen an, Wort für Wort dem Schiller abgeschrieben: Verpfändet hab' ich Deiner treuen Brust mein schmerzlich süßes, heiliges Geheimniß — sagt Tasso! Gefeierter Tasso! Es heißt ferner: Ach, wohl erfahr' ich schmerzlich fühlend es, daß Nichts die Mutter über Dich vermag — dann: Ausgeleert hab' ich der Worte Röcher, und erschöpft der Bitten Kraft u. s. w.

Thron und Hütte, romantisches Drama in 5 Aufzügen, von E. M. Eckardt. Wien, Prandel u. Comp. 1846.

Wenn wir nicht irren, ist dies Werk schon vielfach besprochen worden; der Verfasser wirft sich mit der ganzen Schwere der Neuerungssucht der neuen Orthographie in die Arme und erschwert dem Leser das Vermaß dergestalt, daß er immer zwischen Thür und Angel zu stehen glaubt. Es scheint eine anstrengende Mühe darauf verwandt zu sein. — Nicht minder qualvoll gearbeitet ist:

Amalasuintha die Gothenkönigin, historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Egbert Gärtschen. Würzburg, E. Stahel. 1845.

Dies Trauerspiel ist nicht besser und nicht schlechter als tausend andere Producte der jetzigen epileptischen Schriftsteller, die ihre Werke auf dem Markte der Defentlichkeit verauctioniren und sie oft über dem Werth verkaufen. — Mehr Aufmerksamkeit hingegen verdient:

Cola di Rienzi, Trauerspiel von Rudolph Kirner. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1845.

In künstlerischer Beziehung ist es weniger bedeutend; es fehlt bei dem historischen Stoff eine prägnante Charakterzeichnung, eine kräftige organische Gliederung, alle Veränderungen der Situationen der Hauptpersonen hinken, doch herrscht in der Erfindung eine gewisse geistige Elasticität, hin und wieder glitzern poetische Gedanken wie Sterne am Himmel seiner Dichtkunst, und wenn der Verfasser seiner dramatischen Befähigung sich klarer bewußt, wird er vielleicht einst Bedeutenderes zu leisten im Stande sein.

Des Kreuzes Prüfung, Glaubenstragödie von San-Marte (A. Schulz). Magdeburg, Heinrichshofen. 1845.

Derartige Productionen können nur eine allegorische Bedeutung haben, sind eine poetische Fiction. Was soll eine solche Destillation der confessionellen Verhältnisse, eine düstere Zeichnung des Glaubenthums? Dem Verfasser ist jedoch keineswegs Talent abzuspochen, und mit vieler Gewandtheit und dichterischem Anfluge hat er die Schlußkatastrophe herbeizuführen gewußt.

Deinhardstein's Künstlerdramen. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1845,

bleiben von allen, die uns vorliegen, die beachtungswertheften, besonders hat „Hans Sachs“ einen poetischen Werth, eine echt deutsche, sinn- und gemüthvolle Färbung, ein bis zu den feinsten Modificationen der Empfindungen poetisches Colorit zeichnen ihn aus. Die

andern sind analog mit des Verfassers vielbekannteren Productionen, die durch Breite so an Bühnengestalt und Form verlieren, daß sie vor dem Forum des Publikums wenig Glück machen und meistens bald vom Repertoire verschwinden. Es ist bedauerlich, daß auch die besseren Dichter der Gegenwart in den deutschen aller deutschen Fehler hinsichtlich der Dramatik verfallen: nicht bühnengerecht, selbst breitereffectarm, geschwängert mit Reflexionen, an Handlungen krank und siech, schwerfälliger Bau, zu wohlbeleibt an Acten, und darum meistens einschläfernd und ermüdend. Deinhardstein ist in der letzten Zeit krebhartig gegangen; es scheint, als habe sein Talent culminirt, wenn wir auch hin und wieder manches Treffliche erhalten.

Wir haben einige Schriften vor uns liegen, die wider die Jesuiten lauten, die in Wahrheit Interjectionen unseres religiösen Standpunktes sind und dem Laien einigen Aufschluß über die geheime Machination einer gewissen geistlichen Kaste geben, die endlich dem baldigen Untergange nahe zu sein scheint, wiewohl es uns bedünkt, sie sei dem Hydrageschlechte entsprungen.

Für deutsche Freiheit! Alte Kraftworte an Fürsten und Volk von Ulrich v. Hutten. Aus seiner Conquestio von 1520 neu verdeutscht von M. E. A. Pesche. Baugen, G. Schlüssel. 1845, heißt die erste Schrift, die in diesem Ronge'schen Zeitabschnitt gewiß nicht ohne Wirksamkeit sein wird, da sie zwar nicht gegen die Jesuiten doch gegen Rom gerichtet. Es ist oft nothwendig, alte Geschichten hervorzuholen, da viele alte Geschichten ewig neu bleiben. — Eine andere Broschüre:

Instructionen und Rathschläge des Satans an die Jesuiten, herausgegeben von Herrn v. Beelzebub. Nach dem Franz. von Lucifer. Weimar, Voigt. 1846, verdient alle Aufmerksamkeit, nicht etwa, weil ihre Organisation eine französische ist, die wir Deutschen als Auslandsfresser besonders lieben, sondern ihrer anerkanntwerthen Freimüthigkeit wegen; sie stößt selbst den Unbefangenen mit der Nase auf den nach Affacetida riechenden Jesuitismus und entkleidet das Wesen desselben schonungslos, so daß es nackt und bloß vor Hoch und Niedrig steht; es ist eine Kost für Jedermann. — Auch

Hoë von Hoënegg's evangelisches Handbüchlein wider das Papstthum, nach der 12ten Originalausgabe mit den nöthigen Zusätzen herausgegeben und bis auf unsere Zeit fortgeführt von M. Fr. Teufcher, Oberpfarrer und Superintendent zu Buttstadt. Weimar, Voigt. 1846,

muß seine aufmerksamen Leser finden; es ist catechismusartig stylisirt und ein Frage- und Antwort-Spiel für und wider die päpstlichen Systeme.

Rußlands inneres Leben. Dreiunddreißigjährige Erfahrungen eines Deutschen in Rußland. 3 Bde. Braunschweig, G. Westermann. 1845.

Ein achtungswerthes und in mancher Hinsicht dankenswerthes Werk; im Gegensatz zu dem des Hrn. v. Custine bedeutend, da die Gesinnung nicht persönlich ist, Persidität und Indiscretion es keineswegs gestempelt haben. Ist der Verfasser auch nicht frei von Irrthümern, welche aus dem individuellen Standpunkte des Deutschen sich ergeben, neigt er sich auch zu einer bloß äußerlichen Auffassung hin, so zeugt es doch von einer fleißigen Benutzung des reichen Materials, in welches er sich durch die Verhältnisse gesetzt. Wir entnehmen aus der Allgemeinheit seiner Darstellungen und empirischen Folgerungen, daß der Doppeladler Rußlands seine Klauen weit über seine Gränze hinaus streckt, und daß der moralische Halt des Volkes in der Willkür der Großen geknechtet liegt, daß die Nation ein träges Lastthier, die Knute sein Erzieher, Sibirien sein Hochgericht, sein Sonnenlicht die Barbarei, und der Henker seine Hoffnung ist. Die Atmosphäre Rußlands muß für Jeden, der europäische Bildung genöß, schwül und dumpf sein; der Verfasser läßt uns einen flüchtigen Blick in die Nuancirungen des russischen Volkscharacters werfen und überreicht uns ein Gemälde geographisch, statistisch, historisch und naturgeschichtlich componirt von nicht zu grellen Farbenglanz und darum um so wirksamer.

Aus der Kanzlei in Oesterreich. Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow. 1845.

Was kann aus Nazareth Gutes kommen, rufen wir aus. Die öffentliche Meinung über Oesterreich ist nicht günstig, in dieser vorwärts eilenden Entwicklungszeit bleibt es in seiner charakteristischen Gedankensperre in erstarrender Besonnenheit zurück und giebt Veranlassung über seine politischen und socialen Gebrechen zu kritisiren, seine Institutionen anzugreifen und deren Fehlerhaftigkeit dem liberalen Geist der Gegenwart gegenüber zu stellen. Das thut der Verfasser so gut er kann, oberflächlich, dürr und trocken, wir sehen ein Gerippe von Schilderungen vor uns. Er spricht über alles, über das Studententleben, Privat- und öffentliche Staats- und ständische Beamten, über Vielschreiberei, Buchhaltungen, Finanzverwaltungen und Steuerwesen u. s. w., und im Grunde spricht er über alles, nichts.

Dasselbe finden wir auch bestätigt in:

Ein Tag aus der böhmischen Geschichte. Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow. 1845.

Wir sehen keinen wesentlichen Zweck den Berichten zu Grunde liegen.

Theorie der Dichtungsarten nebst einem Anhang über Rhetorik, von Karl Geib. Mannheim, Tobias Köppler. 1846.

Wir besitzen schon ein gutes Quantum von Schriften, die über Aesthetik handeln, theoretisch und praktisch die Dichtungsarten zur Anschauung bringen und uns die antiken und modernen Formen der Poesie analysiren; vorliegendes Werk bietet nichts Neues, doch manches beachtenswerthe auf der blumigen Aue der Dichtkunst. Es ist mit Sachkenntniß geschrieben ohne jenen gelehrten Wust, der oft so wichtig thugend, nichtsagende Erläuterungen giebt und bei allen Bemühungen verständlich zu werden stets unverständlich bleibt.

Kalobiotik, oder: die Kunst schön zu leben, von Wilhelm Bronn. Leipzig, R. Binder 1844, heißt ein anderes uns vorliegendes Werk, das gleichermaßen die Rehrseite des vorhergehenden ist. Der Sinn für Kalobiotik ist im Allgemeinen noch zu wenig rege, als daß der Verfasser viel Anklang finden könnte; nur intellektuelle Naturen, Individualitäten, deren verfeinerte Sinnlichkeit Combinationen hervorrufft, wodurch sie der Schönheit der Existenz inne werden, dürften dies Werkchen mit Interesse in allen Specialitäten durchgehen.

Das Erdbeben von Caraccas. Roman von Robert Heller. Zweite Auflage. Erster Band: Der Aufstand. Altenburg, H. A. Pierer. 1846.

Das literarische Kenomee, in welchem der Verfasser steht, ist nicht ohne einige Bedeutung; wir empfehlen dies neue Werk als ein interessantes, unterhaltendes, das dem Auge des Lesers eine wohlgruppirte Mannigfaltigkeit der Gestalten entwickelt und durch die Art der Darstellung sich poetisch imprimirt.

Der Profelyt. Roman aus den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm III., von August Brach. Berlin, M. Cohn und Comp. 1846.

Zwar ohne poetischen Werth, ohne positive Durchbildung der Gedanken, ohne spannende Situationen, doch ansprechend und leicht gezeichnet; durch die Capiteleintheilung und Ausdrucksweise der Mottos die Erfindung und Schilderungen des Ensembles gleichermaßen englisiert, als habe Booz zum Modell gedient.

Thautropfen für den dürren, sandigen Boden der Literatur, ein sanfter Regenschauer für den Blumen-garten der Novellistik ist:

Das Frauen-Album. Zwei Bände. Kassel, Heinrich Hotoz. 1845.

Das Album zum Besten der durch die Ueberschwemmung im Frühjahr 1845 in

Böhmen Verunglückten. Wien, A. Strauß's Witwe und Sommer.

Wir finden bekannte Namen unter den Autoren; besonders erfreulich ist es schriftstellernden Frauen zu begegnen, die aus der Sphäre der beschränkten bürgerlichen Vorurtheile sich zu einer freien geistigen Thätigkeit emporheben, und wenn einige auch nur mittelmäßiges liefern, z. B. Philippine v. Mettingh, Ida v. Merkel, die sich in vornehmer Oberflächlichkeit gehen lassen und unter den Einwirkungen des Salonlebens zu leiden haben, so muß man doch im Interesse des socialen Lebens ihnen Anerkennung werden lassen, da sie doch ein Streben nach Höherem bekunden; obgleich derartige geistreiche Frauen gemeinhin eine Selbstüberschätzung besitzen, die sie tief unter die sogenannten Hauswirthinnen stellt, deren stilles Wallen oft mehr Poesie und Geist enthält, als alle Productionen, welche dem Publikum pretensios präsentirt werden. Das Album zum Besten der durch Ueberschwemmung Verunglückten, schließt Bedeutenderes und viel Unbedeutendes ein, wir glauben, die Fluth hat manchen reimenden Dichterling mit hinweg gezogen und den Kopf mit so vielem Wasser angepumpt, daß die Spiritus-Procente gar nicht in Anschlag zu bringen sind.

Poetische Frauenbilder, ein Lesebuch für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts von A. Modnagel. 2 Bände. Darmstadt, G. Jonghaus. 1845.

Es ist höchst galant von dem Herrn Verfasser, daß er die Poesie des Weibes zum Gegenstand poetischer Anschauung macht und durch die Beleuchtung bedeutender Frauencharaktere dem Wesen des weiblichen Geschlechts dichterische Gedanken und Gestaltungen verleiht, im allgemeinen sehen wir keinen innerlichen Zweck herausleuchten, wenn gleich wir es den gebildeten Damen zur Lectüre anempfehlen. schon ihrer Eitelkeit wegen, die sich gerne verherrlicht sieht und Lob und Preis gesungen haben will.

Von demselben Verfasser ist das

Deutsche Sagenbuch für die reifere Jugend, ein höchst empfehlenswerthes Werk, oder vielmehr eine Sammlung poetisch eingekleideter Bearbeitungen, von den bedeutendsten Schriftstellern zusammengesezt, gehaltvoll, ja glücklich treffend, ganz dazu geeignet, in dem jugendlichen Gemüth Theilnahme für die Literatur der neuesten Zeit zu erwecken. Auch:

Neue Märchen, von H. C. Andersen. Zweiter Band. Aus dem Dänischen von H. Zeise. Hamburg, Robert Kittler, 1846, sind anmuthig, lieblich, durchgeistet von einer echten Poesie, sie müssen die Kinderseelen erquickern und Anregung zum Denken und Empfinden geben.

Weniger gut, glatt aber alltäglich sind die

Deutschen Sagen, bearbeitet und herausgegeben von C. F. Sauckhard. Darmstadt, G. Jongs haus. 1845.

Der Verfasser ist zweiter Lehrer an der Musterschule zu Friedberg in der Wetterau, wie er selbst auf den Titel des Buches hat drucken lassen, wenn es den Lesern von Wichtigkeit sein sollte. Uns will bedünken, er müsse ein echter Schulfuchs sein; seine Erzählungen sind pedantisch und trocken, so recht, als hätte die lederne Weisheit sie geschrieben. Es giebt viele schöne, sinnvoll phantastische Märchen und Sagen, welche das Gemüth der unentwickelten Kindheit erheben, den Gedanken einen höhern Aufschwung geben, solche empfehlen wir — aber keinesweges andere, die das Gepräge des Werkeltages an sich tragen, ohne alle Symbolisirung sind und die geistigen Kindesaugen trüben, daß sie den Staar bekommen, der, wenn er auch einst später gestochen, einen genirten Blick zurückläßt. Sagen solchen Philister-Charakters lasse man im Pulte liegen.

Nicht minder zu bekritteln ist:

Stadt- und Land-Geschichten, von Julius Hammer. Altenburg, H. A. Pierer. 1845.

Spießbürgerliche Erzählungen, keine Spur von Poesie, nüchtern wie ungesalzene Brühe, fast ungenießbar. Der Verfasser hätte sein Erzählungstalent besser nutzen sollen und Spuk- und Gespenstergeschichten für unartige kleine Kinder schreiben. Die Novelle „Herr und Magd“ ist wirklich dazu geeignet, Kinder in den Schlaf zu jagen.

Für eine gewisse Klasse von Menschen im Oldenburgischen ist der

Oldenburgische Volksbote, ein gemeinnütziger Volks-Kalender für den Bürger und Landmann des Großherzogthums Oldenburg auf das Jahr 1846. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung, sehr empfehlenswerth. Die Rindviehkrankheiten sind mit besonderer Vorliebe bearbeitet, überhaupt ist den Thieren viel Aufmerksamkeit gewidmet, und es müßten schlechte Oldenburger Landleute sein, die dies Rezeptbüchlein nicht in ihrem Hausstand, ihres Viehstandes wegen, hätten. — Das

Turnbüchlein für Mädchen, von Th. Heinrich Hofen, Magdeburg 1846, empfehlen wir gleich-

falls, d. h. aber nur der weiblichen Jugend, die bei den gymnastischen Uebungen interessirt und für ihre körperliche Bildung etwas zu thun beabsichtigt; drehen und wenden kann sich das weibliche Geschlecht vom moralischen Standpunkt aus, was aber leibliche Gewandtheit, körperliche Stärke anbelangt, ist es noch zurück, vielleicht nicht ohne Vortheil für die Männer, da es leicht zu große Sprünge machen könnte. Ungefährtes Büchlein ist ein praktischer Leitfaden für das Turnwesen.

Neue Reisen des Schneidergesellen Polthaus. Abenteuer und Beobachtungen. Barmen, W. Sangwiesche. 1846.

Auch Schuster und Schneider haben Gedanken, ein gesundes Beurtheilungsvermögen und ein richtiges Erkennen der Dinge, möchten wir manchem aufgeblasenen Gesellschaftsmenschen, manchem dünkeln Gelehrten und Vielschreiber zurufen. Der Styl des genannten Buchs ist einfach und natürlich, die Anschauungsweise schlicht, und die Durchführung des Ganzen gemüthlich und bezeichnend. Wir machen dem tüchtigen Schneidergesellen unser Compliment, und fordern ihn auf, die Nadel öfter mit der Feder zu vertauschen, damit mancher seines Gleichen zu einer geistigen Thätigkeit angespornt werde.

Schließlich wollen wir noch das so vielfach angegriffene:

Tagebuch des alten Komödianten, von Franz Wallner, Leipzig, Otto Wiegand, 1845, erwähnen.

Der Verfasser tritt zu anspruchslos auf, als daß die, welchen er sein Buch widmet — und er widmet es nur denen, welche ihm auf seinen Künstlerfahrten mit Liebe und Freundlichkeit entgegenkamen — es nicht mit Interesse begrüßen sollten. — Es sind pikante Erlebnisse, recht gewandt wiedergegeben, mit lebenswürdiger Unbefangenheit skizzirt und vieler Sicherheit entworfen. Jedenfalls kann man sich sehr angenehm unterhalten, wenn auch der Kritik dieser Gesichtspunkt nicht ausreicht.

E. Frei.

D r e s d e n.

Königl. Hoftheater.

Sonntag, den 27. Decbr. 1845. — Zum ersten Male:

Der alte Magister. Bürgerliches Schauspiel in 3 Acten, von Roderich Benedix.

Dieses Stück hat durch seine Schicksale am Wiener Hofburgtheater, dessen Direction es zur Aufführung angenommen, später aber diese zu vereiteln Miene gemacht hatte, bereits ein dramatisch-juridisches Interesse gewonnen. Hat es hinsichtlich seines poetischen Gehaltes auch keinen besonders hohen Werth, so zeigt es doch die Bühnenkenntniß des Verfassers, der die dramatische Handlung in rascher Verwicklung und Lösung der Intrigue sich bewegen läßt; die letztere ist zwar ein wenig überstürzt und streift deshalb an das Unglaubliche; doch mag man schon hierüber hinwegsehen, da wenigstens die poetische Gerechtigkeit dabei nicht beeinträchtigt wird. — Die Fabel des Stückes ist kürzlich folgende. Reiskand (der alte Magister) liebte als Student ein Mädchen und zog im Jahre 1813 in den Befreiungskrieg. Während seiner Abwesenheit bricht ihm seine Geliebte die Treue und wird die Gattin eines Andern, der sie nach den Flitterwochen auf Nimmerwiederkehr verläßt. Reiskand kommt nach Jahresfrist aus Frankreich zurück, um seine Ernestine auf der Bahre wiederzufinden, nachdem sie einen Knaben geboren. Der Magister nimmt ihn als seinen Sohn an, zieht ihn auf, ohne zu wissen, wer und wo sein Vater ist. Zu Rudolph's (dies ist der Name des Sohnes) fünfundzwanzigstem Geburtstage, an welchem das Stück spielt, enthüllt ihm der Magister das Geheimniß seiner Herkunft. Rudolph liebt Marien, die Tochter eines gewissen Rölzer, eines Spielers von Profession, der sein Kind an einen Neophyten seiner Kunst, einen Herrn von Thuning, im Carté verspielt (eine Scene, welche beiläufig bemerkt, eine starke Reminiscenz an A. Dumas Würfelspiel um Leben und Tod in „Mademoiselle de Belle-Isle“ enthält). Dieser Thuning geräth darauf im Kaffeehaus mit Reiskand Vater und Sohn in Streit und läßt letzteren fordern, worauf der alte Magister selbst mit ihm „losgeht“; während dem entführt Rudolph, dessen Werbung von Mariens Vater zurückgewiesen worden ist, die Geliebte, und bringt sie in

dem Gasthose unter, wo so eben das Rencontre Thunings mit seinem Vater stattgefunden hat. Rölzer erbeilt die Flüchtige, wird aber vom Secundanten des Magisters, einem alten invaliden Hauptmann, als der treubruchige Vater Rudolphs wiedererkannt. Das Gewissen wird ihm gerührt, und, damit der Verbindung des liebenden Paares kein weiteres Hinderniß entgegenstehe, erklärt er, daß Marie nicht seine, sondern eine Tochter seiner Schwester sei — und verschwindet. Diese kurze Skizze zeigt, wie lose die Fäden in einander hängen, wie sehr der Schluß herbeigezwungen ist; doch ist die Charakterzeichnung, namentlich in der Figur des alten Magisters, recht gelungen und befriedigend, und seine Haushälterin, Frau Baumwieser, macht einige in der That drollige Situationen. Daß das Stück die Tendenz gegen die ambulanten Teufel unsrer deutschen Spielhöllen sehr scharf ausgeprägt hinstellt, ist allerdings vom rein poetischen Standpunkte zu tadeln, und giebt Anlaß zu einigen nach dem Sentimentalen hinhängenden Tiraden; doch auch hier hebt das Beherzigenswerthe jener Tendenz den Tadel zum größten Theile auf. Als ein Fortschritt des Dichters in der Form ist dieses Stück in so fern zu betrachten, als er sich darin von gewissen Rohheiten, welche ihm auf Anlaß früherer Stücke vorgeworfen werden mußten, freigehalten hat bis auf die Stelle, wo Rölzer seine Tochter, die ihm den Spieler vorwirft, dafür mit — einem Stuhle niederschlagen will. Das schlägt doch dem leidenschaftlosen Charakter des Mannes, wie er sich kurz zuvor selbst schildert, zu stark in das Gesicht. — Die Darstellung war fast durchgängig eine gelungene, und zeigte, daß unsre Künstler es nicht verschmähen, auch kleinere Rollen mit Fleiß zu behandeln. Hr. Eduard Devrient spielte natürlich den Magister, eine Rolle, die seiner Individualität so vollkommen zusagt, daß uns in der Darstellung wieder eine anerkennungswerthe Kunstleistung geboten ward. Doch hätten wir den Grundton des Charakters gemüthlicher aufgefaßt zu sehen erwartet; der alte Magister keift und poltert mitunter zu heftig, namentlich in den Scenen mit der Haushälterin, und dabei traten wieder die Zischlaute hie und da recht störend ein. Hat Herr D. übrigens seine Maske absichtlich oder durch einen allerdings merkwürdigen Zufall nach einem Dresdener Originale gewählt? — Herr Porth stellte den Spieler Rölzer mit sichtbarem Fleiße dar, nur war die große Pause im zweiten Acte zu stark auf den Effect der darauf folgenden Abgangsworte berechnet. — Fr. Bayer

(Marie) hatte ihrer kleinen Partie ein lobenswerthes Studium gewidmet; ihre Charakteristik des Spieles wurde tabellos vorgetragen, bis auf zwei Stellen falschen Pathos in den Schlussworten. Anerkennende Erwähnung verdient, daß die Künstlerin neuerdings größeren Fleiß, als früher, auf das Schminken verwendet. — Herr Winger füllte als alter, polternder Invalid, wie gewöhnlich seinen Platz aus; nicht weniger Mad. Wächter als Haushälterin Baumwieser; Hr. Linden-Rekowsky (Thuning) — wir wollen, da wir ihn nur als eine vorübergehende Erscheinung auf

unserer Bühne betrachten, auf bereits Gesagtes nicht zurückkommen.

G. D.

Reper to i r.

Decbr. 26. Alessandro Stradella. Oper.
— 27. Zum ersten Male: Der alte Magister. Bürgerliches Schauspiel in 3 Acten, von Roderich Benedix. (S. oben.) — Der alte Geldherr. — 28. Curyantbe. Oper. — 29. Gottsched und Gellert. — 30. Die Hugenotten. Oper.

F e n i l l e t o n.

Göthe in Helmstedt. Göthe selbst sagt, bei Erwähnung des Besuches, welchen er in Begleitung Wolfs der damaligen Universität Helmstedt, oder vielmehr dem dort lebenden berühmten Charlatan, Professor Beireis, machte: daß bei einem Gastmahle dort der Unterschied zwischen ihm und seinem Freunde recht deutlich hervorgetreten wäre. G., zu der Zeit Professor in Helmstedt und Theilnehmer an jenem Gastmahle erzählt davon Folgendes: „Zu der erwähnten Festlichkeit hatten sich bereits alle Professoren mit ihren Frauen — denn nur solche durften Theil daran nehmen — in dem Gasthose versammelt, als Göthe und Wolf erschienen. Der Prorektor Pott empfing die Gäste und stellte ihnen die Anwesenden vor. Die Unterhaltung war ziemlich steif. Göthe — damals schon wirklicher Geheimer Rath, — dem man die Excellenz sehr wohl anmerken konnte, beschäftigte sich fast nur mit den Damen. Bei der Tafel, wo Göthe zur Rechten des Prorectors und Wolf diesem gegenüber saß, nahte sich, nach einer Verabredung, eins der schönsten Mädchen aus dem Orte, die Tochter des Doctors B., unbemerkt Göthe'n und setzte ihm einen Lorbeerkranz auf den Kopf. Kaum fühlte dieser den Kranz, als er mit einer raschen Wendung die reizende Geberin ergriff, seinen Arm um sie schlang und ihr, mit den Worten: „Das kommt mir aus schöner Hand!“ einen Kuß auf die Lippen drückte. Zu gleicher Zeit hatte die nicht minder schöne Tochter des Professors B. sich ebenso Wolf genähert, um diesem auf dieselbe Art die Hulldigung der Gesellschaft darzubringen. Unglücklicher Weise war dieser Kranz zu weit, und fiel bis auf die Nase des Gefeierten hinab. Wolf, darüber sehr ungehalten, riß ihn mit großer Heftigkeit vom

Gesichte, rief den Kellner, gab ihm denselben, und brachte dadurch die freundliche Geberin, die sich ebenso betroffen als beschämt zurück zog, in die peinlichste Verlegenheit. Göthe, welcher der sehr undelicateu Handlungsweise seines Freundes stumm zugesehen hatte, rief diesem jetzt unwillig zu: „Wolf! Wolf! Wie alt bist Du geworden!“ 20.

Wie die russischen Aerzte im südlichen Rußland zu großen Reichthümern und Orden gelangen, erklärt sich aus Nachstehenden. Ist in irgend einer Provinz des südlichen Rußlands eine nur gewöhnliche Krankheit ausgebrochen, so erklärt der speculirende Arzt diese für die Pest. Durch den Schreckensauspruch werden nun alle Bewohner in Angst und Verzweiflung gesetzt, Alles läuft zu dem Arzte, bietet Summen über Summen, um diese furchtbare Geißel der Menschheit durch ärztliche Hilfe fern zu halten. Findet nun der Arzt seine Habsucht durch die dargebrachten Geschenke befriedigt, so verschwindet die Pest eben so schnell, als sie kam. Mißglückt dem Arzte jedoch diese Speculation, so giebt er der Regierung Nachricht, daß die Pest ausgebrochen sei, es werden sofort energische Maßregeln ergriffen, z. B. Absperrung u. s. w., die den Einwohnern unberechenbaren Schaden zufügen. Der Arzt findet auch hierbei nicht allein seine Rechnung, sondern er erhält auch noch von der Regierung Belobungen und Orden, wegen seiner vielfachen Aufopferung, mit der er der Menschheit in solchen Fällen gebient hat.

Zwei englische Gelehrte waren im nördlichen Indien mit Ausgrabungen von Knochen urweltlicher Thiere be-

schäftigt, und hatten sich zu diesem Zweck mit Arbeitern an die Sivalik-Hügel begeben, wo ihnen eine reiche Ausbeute wurde. Bei diesen Arbeiten stellte sich mehrmals ein indischer Prinz ein, welcher ihre Riesenunternehmung anstaunte. Endlich konnte er seine Neugierde nicht länger bezähmen und fragte, zu welchem Zwecke sie diese Knochen sammelten. man erklärte ihm hierauf, daß dieses nur zu wissenschaftlichen Zwecken geschähe. Der Prinz schüttelte ungläubig das Haupt und ging unbefriedigt davon. Kurz darauf ließ der Prinz ebenfalls Knochen ausgraben, sie zu Pulver stoßen und in einen Schmelzriegel thun, um — Gold — daraus zu machen.

In China ist in den öffentlichen Theatern ein Polizeibeamter als Recensent angestellt, der gewöhnlich während der Aufführung des Stückes auf seinem bequem eingerichteten Plage sein Schläschen macht. Die Schauspieler geben sich alle mögliche Mühe, ihre Stimme zu mäßigen, damit der Süßschlummernde nicht gestört werde, denn wird er aufgeweckt, dann wehe ihnen! alsdann werden sie für schlechte Spieler erklärt und hart bestraft.

Asien ist bekanntlich das Mutterland der Eifersucht, aber in China erreicht diese Leidenschaft den höchsten Grad. Nur Frauen aus den niedrigsten Ständen zeigen sich öffentlich, der reiche Chinese wie der weniger Bemittelte umgiebt sein Haus mit einer undurchdringlichen Mauer, die Thür bleibt den ganzen Tag verschlossen und nur durch einige Fenster, die im Hof herausgehen, bricht das Tageslicht in die Wohnungen.

Die Zirkassier, die in's russische Heer gesteckt werden, bewahren darin ihre Nationalität, ihre Religion und Vaterlandsliebe. Man hat sich russischer Seits alle mögliche Mühe gegeben, diese tapfern Krieger zum Christenthum zu bewegen, allein umsonst! die aufgedruckenen Bibeln wurden theils in den ersten besten Fluß geworfen, theils das Papier zu Patronen verwendet. Kurz, man kam endlich zu der Ueberzeugung, daß es besser sei, ihnen in Petersburg eine Moschee zu errichten. Er ist der gewandeste, tapferste Soldat im Felde, sein Pferd, seine Waffen bilden gleichsam sein zweites Ich, hat er diese verloren, so giebt er sich lieber selbst den Tod, als den Schimpf zu überleben.

In Florenz wurde vor Kurzem ein großes Gemälde von Raphael aufgefunden, von dessen Dasein man keine Ahnung hatte. Das Bild befand sich in einer Wagenremise, die vor Zeiten das Refectorium eines Nonnenklosters gewesen war. Man wurde darauf aufmerksam und trotz des Schmutzes konnte man doch erkennen, daß

es ein Abendmahl von keiner Stümperhand sei. Nach angestellter Reinigung ergab es sich, daß es ein Meisterstück des unssterblichen Raphael war, dessen Schönheit unübertrefflich sein soll. Am obern goldnen Saume des Apostel Thomas befindet sich in feinen Linien die Namensziffer Raphaels mit der Jahreszahl 1505.

Die Eisenbahnwuth in England. Obgleich in mehreren englischen Blättern die Eisenbahnmanie täglich bekämpft wird, so werden doch fast täglich neue Projecte in's Leben gerufen, die ungeheure Summen erfordern. Es sollen dem Parlament zur nächsten Session nicht weniger als — vierhundertsechzig neue Eisenbahnpläne zur Genehmigung vorgelegt werden, die ein Capital von 500 Mill. Pfd. Sterlg. erheischen, die ersten Einzahlungen sind auf 45 Mill. Pfd. angeschlagen.

Die Schatzkammer des Kremls in Moskau enthält eine Sammlung Kronen, man sieht hier die Kronen der Königreiche von Kasan, Astrachan und Georgien, auch die Krone von Sibirien befindet sich hier. Alle diese Kronen sind mit den kostbarsten Edelsteinen bedeckt und von ungeheurem Werthe.

Ein Gymnasiallehrer in Nassau hat kürzlich einen „Aufruf zu einem Vereine von Correctoren für neuere ausländische Sprachen“ ergehen lassen. Dieser Verein soll sich über ganz Deutschland ausdehnen und besonders den deutschen Buchhandel mit vollkommenen correcten Ausgaben französischer, englischer, italienischer und spanischer Werke bereichern. Der Verfasser dieses Aufrufs hat bereits mit einer Anthologie aus französischen Dichtern den ersten Versuch bekannt gemacht, und verspricht Denjenigen, welcher irgend einen Druckfehler darin entdecken würde, für jeden derselben 4 Thaler Belohnung.

Der bereits seit zweitausend Jahren erwähnte Kimmerische Molo bei Kertsch im südlichen Rußland, wurde bei Anwesenheit des Großfürsten Konstantin geöffnet. Man fand darin einen Leichnam, dessen Schädel mit einem goldnen Lorbeerkränze geschmückt war. Der Ring, welcher an einem Finger der linken Hand entdeckt wurde, stellte den Kampf des Meleager mit dem Eber vor, zu den Füßen des Todten lag ein Schwert. Der Großfürst ließ alle vorgefundenen Gegenstände auf's Sorgfältigste einpacken und nach Sewastopol transportiren.

Vor Kurzem wurde wieder ein Autor, Wilhelm Jordan, von Leipzig weggewiesen. Jordan ist ein wissenschaftlich gebildeter junger Mann, dessen Ruf unbeschleckt ist. Er ist aus Königsberg gebürtig, seit Jahren in Sachsen eingebürgert und Mitbesitzer eines

Grundstücks im nahegelegenen Dorfe Lindenau. Der Grund seiner Ausweisung ist wahrscheinlich der: weil er Einer der Sprecher an den Gräbern der am 12ten August d. J. in Leipzig gefallenen Opfer war.

In England erscheint jetzt eine Zeitung auf Einwand gedruckt und führt den inhaltsschweren Titel: „Political Handkarchief“ (politisches Taschentuch).

Die Profelytenmacherei ist in den russischen Ostseeprovinzen jetzt so allgemein, daß mehrere evangelische Landpfarrer beinahe ihre ganze Gemeinde durch den Uebertritt zur griechischen Kirche verloren haben. Jeder erhält für seinen Uebertritt 50 Silberrubel; da aber bei dieser Summe der Zudrang zu groß ist, hat man sie auf 20 Silberrubel reducirt. Bald werden diese Leute mit der Knute dazu gezwungen werden.

Eiserne Glocken hatte man in Böhmen schon bereits vor 200 Jahren. In dem ältesten Eisenwerke Böhmens, Althütten bei Beraun, wurden solche gegossen. Mehrere Dörfer bedienten sich derselben; ihr Ton soll aber rauh und markerschütternd gewesen sein.

Die Menschen sind alle hoffähig, nämlich friedhoffähig, sagt der Humorist. Am Friedhofe ist der Todtengräber dienstthuender Kammerherr, das Grab ist die große Antichambre, wo es auch an kriechenden Würmern nicht fehlt, der Himmel ist der große Audienzsaal, in welchem der gütige Herrscher Groß und Klein, Arm und Reich mit Bitten und Klagen vor sich läßt.

Ein herrliches Denkmal alter Kunst ist kürzlich im englischen Museum aufgestellt worden. Es ist der Sidon-Sarkophag, noch ziemlich wohl erhalten. Die Rück- und Vorderseite stellen einen Kampf der Amazonen in Hautrelief vor, die fast das Aussehen losgelöster Bildwerke haben. Leider fehlt dem Sarkophage der Deckel, er soll bei Entdeckung desselben von den neuen Sidoniern zerstört worden sein.

Folgende kuriose Eidesformel war früher bei den Zigeunern gebräuchlich: „Wie Gott den König Pharao mitten im rothen Meere ersäufte, so soll er auch mich, wenn ich nicht die Wahrheit sage, in die Eingeweide der Erde versinken lassen, und ich will alsdann verflucht sein. Nie soll mir ein Diebstahl oder ein Tauschhandel oder irgend ein anderes Geschäft glücken.“

Gleich bei dem ersten Tauschhandel soll mein Roß zum Esel werden, und ich will dann am Galgen durch Henslershand sterben.“

Sheridan hatte dem englischen Parlamente den Vorwurf gemacht, daß es bestechlich sei. Man verurtheilte ihn, wegen dieser Beleidigung öffentlich knieend vor demselben Abbitte zu thun. Als er aufstand, wischte er den Staub von seinem Knie mit den Worten: Das Haus ist schmutzig.

In Darmstadt hat sich eine deutsche morgenländische Gesellschaft constituirt, welche den Zweck hat, die Kenntniß Asiens und der angrenzenden Länder nach allen Beziehungen zu fördern. Dieser Zweck soll durch Sammlung morgenländischer Drucke und Handschriften, Natur- und Kunstzeugnisse erreicht werden, und die Theilnahme will man in weiteren Kreisen zu verbreiten suchen. Der Mittelpunkt dieser Gesellschaft ist Halle und Leipzig. Zu den Vorstehern gehören die bekannten Orientalisten Pott, Ködiger, Fleischer, Brockhaus, Schleiermacher u. A. m. Die Zahl der Mitglieder ist 51.

In Potsdam hat sich vor Kurzem ein Verein gebildet: „wider den unnöthigen Luxus bei Begräbnissen“, der schon viel Anklang gefunden hat. Man beabsichtigt die größtmögliche Einfachheit und sucht allen unnützen Aufwand bei Beerdigungen zu vermeiden. Die Sache ist demnach gar nicht übel; denn oft ist es schon der Fall gewesen, daß unbemittelte Familien ihre Todten mit dem größten Pomp zur Erde bestatteten und sich dabei in eine große Schuldenlast stürzten.

Ein Duell eigener Art. Zwei Reiter vom 37. Chasseurregimente in Compiègne hatten sich wegen einer Beleidigung herausgefordert. Statt der Waffen bedienten sich Beide großer Reiterstiefel mit Sporen, die sie am Schaft faßten und so mit dem Absatz auf einander zuschlugen. Einer dieser Kämpfer wurde durch die Sporen so schwer am Kopfe verwundet, daß er nach einigen Tagen starb.

Die ehrwürdigen Väter, die Jesuiten, beabsichtigen, sich auch im südlichen Tyrol festzusetzen. In Trient kauften sie kürzlich ein Grundstück für 40,000 Gulden, das früher dem Professor Ringler gehörte und als Privatseminar gedient hatte. Da können sich die braven Tyroler Glück wünschen!

25.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.